

Geschichte der Pharmazie

DAZ Beilage | Redaktion Prof. Dr. Wolf-Dieter Müller-Jahncke | Prof. Dr. Christoph Friedrich

... die Feder der Mannheit zu spannen

Über Chocolate als Aphrodisiakum

LINZ (Thomas Langebner) | Im Jahr 1709 sorgte ein Buch für einen handfesten Skandal. *Der verliebte Studente*¹ von einem gewissen Celander² sollte „der galanten Welt zu vergönnter Gemüths-Ergetzung“ dienen und ließ für damalige Zeit an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Heutige Leser kann derlei kaum mehr erschüttern, aber eine Episode verdient dennoch besondere Erwähnung. Seine amourösen Abenteuer brachten den Ich-Erzähler und seine zwei Begleiter mit drei eher zweifelhaften Damen zusammen, die sich erbötig machten, die Herren mit auf das Zimmer zu nehmen. Celander berichtet: „Wie wir nein kamen / wurden wir in ein nettes Zimmer geführt / und mit einem wol zubereiteten Chocolate regaliret / allein ich bedurfte nicht / meine Geister durch den Chocolate noch mehr zu entzünden / weil das genossene Confect schon so hefftig bey mir wirkte / daß ich alle drey Mädgens zu bedienen capabel war“.³ Wie konnte es geschehen, dass Chocolate und Konfekt derartige Erregungen verursachten, um später auf das erotische Niveau eines Muttertagsgeschenkes abzusinken?

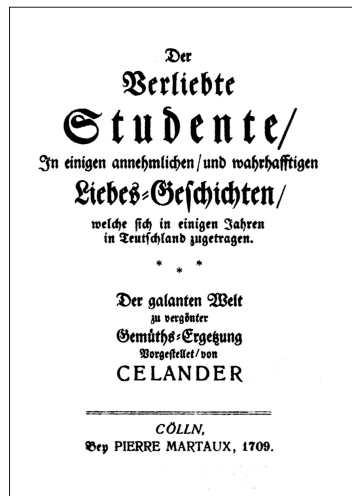


Abb. 1: Skandalöses Lotterleben Anno 1709
Celander: Der verliebte Studente

vis compositae est venerem excitare ...

Als der Aztekenherrscher Moctezuma II. (1465–1520) sich im November 1519 veranlasst sah, Hernán Cortés und seine Männer an seinem Hof zum Mahl zu bitten, bestimmte eine merkwürdige Ambivalenz sein Handeln und er mag von düsteren Vorahnungen erfüllt gewesen sein. Er konnte aber nicht absehen, was sein ritueller Trunk in der europäischen Gedankenwelt auslösen sollte. Bernal Díaz del

EDITORIAL

Das Altern

Es lässt sich bei einem Blick in die Ausgaben der „Geschichte der Pharmazie“ nicht leugnen, dass (auch) die Zahl der Mitglieder in (damals wie heute) führenden Positionen, die immer älter werden, aus den Ämtern ausscheiden oder versterben, zunimmt. Nun mag man dagegenhalten, dies sei ein natürlicher und gleichzeitig historischer Vorgang, der mit dem aristotelischen „Werde und Vergehe“ eine endgültige Definition gefunden habe. Und daran erinnert auch das „memento mori“ eines spätmittelalterlichen Freskos, auf dem drei Ritter zu sehen sind, die an einem geöffneten Grabe auf ihre Vorgänger hinabschauen, die sagen „Das was ihr seid, sind wir gewesen, das was wir sind, werdet ihr sein“. Diese Gedanken gemahnen daran, wie wichtig es ist, jüngere Kollegen und Kolleginnen für das Fach zu interessieren, die ihm die Treue halten. Denn, wie es eine Kollegin nach dem Gespräch mit einem Alzheimer-Forscher zu Recht festhielt „Sie arbeiten daran, dass die Menschen nicht vergessen, wir arbeiten daran, dass Menschen nicht vergessen werden“. Dies ist auch die Aufgabe der „Geschichte der Pharmazie“ und sie hofft, sie zu erfüllen. Die Redaktion sieht hoffnungsvoll in die Zukunft und wünscht Ihren Lesern nach geruhsamen Festtagen ein glückliches neues Jahr 2015!

Ihre W.-D. Müller-Jahncke,
Christoph Friedrich
und Frank Leimkugel



Deutscher
Apotheker Verlag

Castillo (1492 – 1585)⁴ berichtet, dass Moctezuma „aus einem goldenen Becher ein kakaoartiges Getränk, das gewisse Triebe wecken soll“, zu sich nahm⁵ und legte so die Basis für eine Serie von phantasievollen Fortschreibungen.

Der spanische Arzt Francisco Hernández (1514 – 1587),⁶ der 50 Jahre nach der Conquista Mexicos bereiste, nennt vier Getränke, welche aus Cacaobohnen hergestellt wurden. Eines davon, *Atextli* oder *wässrige Paste* wurde aus feingemahlenen rohen oder gerösteten Cacaobohnen unter Zusatz von *frumentum Indicum* (Mais) bereitet. Eine Variante bestand darin, die Paste mit *Mecaxochitl* (*Piper sanctum*), *Xochinacatzli* (*Cymbopetalum penduliflorum*) und *Tilxochitl* (*Vanilla planifolia*) zu versetzen. Während die ungewürzte Zubereitung als erfrischend und stark nährend beschrieben wurde, sollte das Compositum die sexuelle Lust steigern.⁷ Spätere Autoren nahmen in ihren Ausführungen direkt oder indirekt Bezug auf Hernández.⁸ Eigenartigerweise galt aber keine der Einzelpflanzen in den mittelamerikanischen Hochkulturen als Aphrodisiakum.⁹ Um zu verstehen, welche Wirkungen Zubereitungen aus Cacao in präkolumbianischer Zeit entfalten konnten, ist es erforderlich, drei Ebenen zu betrachten. Der Blick auf die Inhaltsstoffe¹⁰ allein vermag, wie bei allen Aphrodisiaka¹¹ keine hinreichende Erklärung zu geben.¹² Die Wirkmacht der Chocolate erschließt sich nur unter Einbeziehung des religiös-kulturellen Kontextes und der mit dem Konsum verbundenen sensorischen Aspekte.¹³ Im Weltverständnis der mittelamerikanischen Kulturen war Chocolate ein rituelles Substitut für Blut. Diese Assoziation wurde dadurch verstärkt, dass bestimmte Zubereitungen mit *Annattosamen* (*Achiote*, *Bixa orellana* L.) rot eingefärbt wurden. Auch die herzähnliche Form der Frucht des Cacaobaumes und das Phänomen der *Cauliflorie* verstärkten dieses Bild. Chocolate stand somit wie Blut als Lebenssaft für Lebenskraft und damit auch für Fruchtbarkeit.¹⁴ Bei Festen war Chocolate ein Aus-

druck höchster Wertschätzung gegenüber dem Gast oder den Göttern und auch im Rahmen von Hochzeiten hatte sie ihren festen Platz.

Die spanischen Conquistadores schätzten die Kultur der von ihnen beherrschten Völker eher gering. Kultureller Transfer fand weitgehend nur in eine Richtung statt und die ungewohnten Speisen und Getränke der Neuen Welt wurden zunächst mit großem Misstrauen betrachtet. Der Jesuit José de Acosta (ca. 1539 – 1600) empfand Abscheu vor der braunen, schaumigen, an Fäkalien erinnernden Flüssigkeit,¹⁵ berichtet aber, dass sich die ansässigen Spanier und noch mehr die Spanierinnen nach der Chocolate verzehrten.¹⁶ Gonzalo Fernández de Oviedo y Valdés (1478 – 1557) erinnerten die vom Genuss der Chocolate blutrot gefärbten Lippen unangenehm an die kannibalischen Riten der Azteken.¹⁷ Es ist also ein merkwürdiger „Betriebsunfall“ der Geschichte, dass Chocolate als Modegetränk Eingang in die Alltagskultur der Eroberer fand.¹⁸ Einer der ersten europäischen Ärzte, der den medizinischen Gebrauch traditioneller mittelamerikani-

scher Arzneien, darunter auch der Chocolate, propagierte, war der in Mexiko lebende Fray Agustín Farfán (ca. 1532 – 1604).¹⁹ Chocolate empfahl er bei Magenbeschwerden, nicht aber bei männlicher Impotenz, deren Ursachen und Therapie er umfassend abhandelt.²⁰ Auch bei Juan de Cárdenas (1563 – 1609), der die Eigenschaften und Effekte der Chocolate ausführlich beschreibt, findet die aphrodisierende Wirkung keine Erwähnung.²¹ Den Weg in die europäischen Kräuter- und Arzneibücher fand die Chocolate erst deutlich später als andere Produkte aus Westindien.²²

... das Eheliche Werck zu befördern ...

Einen entscheidenden Beitrag zur Aufnahme der Chocolate in die *Materia medica* der Alten Welt leistete der Arzt und Alchemiker Hadrian von Mynsicht (1603 – 1638),²³ der zahlreiche *Confectiones*²⁴ beschrieb,²⁵ unter denen sich auch zwei Potenzmittel finden. Seine *Confectio Magnanimitatis*²⁶ besteht aus 30 Bestandteilen, von denen einige selbst bereits Composita sind. Mynsicht meint, sie sei „ein heimlich Stück / die Venerem oder das eheliche Werck zu stärcken / wird gegeben denen / die verzaubert seynd / und schwache Hüften oder Geburts-Glieder haben“.²⁷ Die *Confectio Pacifica de Succolata Inda* steht der erstgenannten an Komplexität kaum nach. Unter den 27 Zutaten finden sich neben Chocolate u. a. auch *Testiculi satyrii conditi* (eine Zubereitung aus Orchideenknollen) und *Testiculi gallorum in lacte cocti*, mehrere „nahrhafte“ Drogen wie *Castaneae in vino Malvatico coctae*, Mandeln, Pinienkerne, Pistazien und Kokosnuss sowie zahlreiche Aromatica wie Muskatnuss, Nelken, Gelbwurze, Ingwer, Kardamon, Pfeffer und Zimt. Dieses *Arcanum* versieht Mynsicht mit dem Hinweis, dass er es bislang geheim gehalten und nur seinen Freunden habe zukommen lassen.²⁸ Insbesondere den um Nachwuchs bemühten Eheleuten eröffnet Mynsicht grünes Hoffnungs-glück und treibt dabei die Polypharmazie auf die Spit-



Abb. 2: Azteke mit Kakaofrucht (ca. 1140 – 1521): Vulkanstein mit Spuren von Rotpigment. Höhe ca. 36 cm. Brooklyn Museum, Museum Collection Fund, 40.16.



Abb. 3: Polypragmasie im Dienst der guten Sache
Hadrian von Mynsicht (1603 – 1638):
die Venerem oder das eheliche Werck
zu stärken

ze. Für *Morsuli viriles* mischt er seine *Confectio de Succolata Inda* mit 19 weiteren Bestandteilen. Diese Morsellen hätten „eine sonderbahre und vortreffliche Krafft, das Eheliche Werck zu befördern, und von Stund an zu treiben.“ Der Einnahme folgend solle „hernach ein Trunk Malvasier, oder sonsten guten Weins darauf gethan“ werden.²⁹ Wie eng die nährnde Wirkung und die Wirkungen auf die Reproduktionsorgane verknüpft waren, zeigt auch der englische Literat John Chamberlaine (1668/9 – 1723), der meint, die Chocolate nütze „for supplying the Testicles with a Balsam, or a Sap“.³⁰ Seine Ausführungen enden mit einem deftigen *Who is Who* der sexuellen Stärkungsmittel, die sich alle nicht mit dem „wilden Indianer“ messen könnten.³¹ Doch nicht nur dem Manne, auch der Frau verhieß die Chocolate besondere Fruchtbarkeit, wie bereits Mynsicht wusste.³² So meint etwa James Wadsworth in seinem Lobgedicht auf die Chocolate: „Nor need the Women longer grieve / Who spend their Oyle, yet not conceive / For ‘tis a Helpe-Immediate / If such but Lick of Chocolate“.³³ Selbst der Geburtsvorgang sollte durch Genuss von Chocolate erleichtert werden.³⁴ Den überzeugendsten Beweis für diese Behauptungen gibt der Londoner Arzt Henry Munday

(1623 – 1682), der eine Art „Paartherapie“ beschreibt.³⁵ Ein Mann habe aufgrund von Erschöpfung und Schwächezuständen beschlossen, Chocolate als Kräftigungsmittel zu trinken und seine Frau habe es ihm gleichgetan. Dies zeitigte bei beiden wunderbaren Erfolg. Der Mann genas bald und die Frau wurde schwanger und brachte ihm gesunde männliche Drillinge zur Welt. Der deutsche Arzt Franz Ernst Brückmann (1697 – 1753) griff diese Episode auf und meinte, derartige Nachkommen würden „Chocolate-Kinder“ genannt.³⁶ Ein kolorierter, etwa 1720 entstandener Kupferstich mit dem Titel *Der Chocolat* nimmt auf diese reproduktionsmedizinische Indikation Bezug. Eine Frau reicht ihrem Mann eine Tasse mit Chocolate, wobei sie spricht:

„Hier hast du ein Getränck aus
dem so fernen Westen.
Wiewohl der nahen Lieb gewiß,
zum allerbesten.
Es reizet deinen Muth,
erneuert deine Jahr.
Du kostest es mein Schatz,
darauff werd ichs auch genießen.
Ich reiche dirs zugleich mit
meinem Herzen dar,
Weil wir der späten Welt noch
Enckel geben müssen.“³⁷



Abb. 4: Familienplanung um 1720
Martin Engelbrecht (1684 – 1756):
Weil wir der späten Welt noch Enckel
geben müssen.

Schließlich verewigte Johann Joachim Kändler (1706 – 1775) um 1744 die Szene auch in feinstem Meissner Porzellan.³⁸

... eine Zuflucht der matten Freyer ...

Allerdings gab es auch unerwünschte Wirkungen der Chocolate auf das reproduktive System, wie die Marquise de Sévigné (1626 – 1696)³⁹ zu berichten weiß. Im Oktober 1671 schrieb sie an ihre Tochter,⁴⁰ die Marquise de Coëtlogon habe während der Schwangerschaft so viel Chocolate getrunken, dass sie einen Knaben „noir comme un diable“ zur Welt gebracht habe,⁴¹ der allerdings bald darauf verstarb. Der dänische Arzt Simon Paulli (1603 – 1680) lenkt den Blick auf einen seiner Ansicht nach von anderen Autoren zu wenig beachteten Umstand. Aufgrund ihres trockenen Charakters⁴² würde die Chocolate ebenso wie Tee und Kaffee Sterilität und Impotenz auslösen.⁴³ Johann Georg von Zimmermann (1728 – 1795)⁴⁴ konstatierte gar einen *Circulus vitiosus* des Chocladenmissbrauchs bei Männern.⁴⁵ Und Zimmermanns Lehrer, Albrecht von Haller (1708 – 1777) meinte, dass die Chocolate „eine Zuflucht der matten Freyer“ geworden sei und warnt alle, „die ihre Kräfte und Säfte verschwenden und erschöpfen“ vor dem übermäßigen Gebrauch.⁴⁶

Ein liquor diabolico?

Überraschenderweise nahm die katholische Kirche an dem Aphrodisiakum Chocolate eher wenig Anstoß. Theologen widmeten sich aber intensiv der Frage, ob der Konsum von Chocolate in der Fastenzeit gestattet sei. Die einen, zumeist den Jesuiten nahestehend, meinten, dass Chocolate wie jedes andere Getränk vom Fastengebot ausgenommen sei, während die anderen den Verzehr von Chocolate wegen ihres nahrhaften Charakters mit dem Fasten für unvereinbar hielten. Einen bemerkenswerten Zusammenhang zwischen diesen beiden Aspekten stellte Johann Michael Haider her. In



Abb. 5: Stir it up
Nicolas Bonnart (1637 – 1718): Un Cavalier et une dame buvant du chocolat

seiner unter Anleitung des Wiener Medizinprofessors Johannes Franz Rauch (1685 – 1750) verfertigten, 1724 im Druck erschienenen Dissertation⁴⁷ zeicht er die Ordensleute der Dummheit und Heuchelei, weil sie sich in der Fastenzeit mit der Venuspeise Chocolate vollfräßen.⁴⁸ Dies löste heftigste Reaktionen aus, die auch zur zeitweiligen Suspendierung Rauchs führten. Der Jesuit Tommaso Strozzi (1631 – 1701) lässt in seinem Lobgedicht auf die Chocolate⁴⁹ einen Arzt vor dem gefährlichen Aphrodisiacum warnen und entkräftet dies sogleich damit, dass die Erfahrung („usus“) anderes lehre.⁵⁰ Das ultimative theologische Argument zugunsten der Chocolate wurde aber von einem Giovanni Battista Gudenfridi⁵¹ formuliert. In seiner Version einer Episode aus dem Leben der heiligen Rosa von Lima (1586 – 1617) wird der schwer kranken Jungfrau von einem Engel ein Chokoladen-trunk gereicht, der sie augenblicklich wieder gesunden lässt (und ihr bemerkenswerte Visionen beschert). Daraus schließt Gudenfridi, dass die Chocolate unbedenklich sein müsse, da Gott es unmöglich zugelassen hätte, dass ein Engel seiner himmlischen Braut einen *liquor diabolico* reicht.⁵²

Aber selbst in Mittelamerika war das Verhältnis von Kirche und Chocolate nicht immer friktionsfrei. Teile der indigenen Bevölkerung nutzten sie weiterhin heimlich für kultische Handlungen.⁵³ Auch als magischer Trank zur Ausführung von Liebeszauber erfreute sie sich gewisser Beliebtheit, wie sich anhand von Inquisitionsprotokollen nachweisen lässt.⁵⁴ Dies wurde auch von Chokoladekritikern als

bedeutsames Argument herangezogen. Man möge sich ungeachtet aller sonstigen Nachteile schon allein deshalb der Chocolate enthalten, „damit es nicht hiesse / als ob man mit solchen zäuberischen / und der Hexerey wegen verdächtigen Volcke Gemeinschaft hätte“.⁵⁵ Für Mitteleuropa stellt Schivelbusch einen weiteren Bezug zu Religion und Genuss her, der auf einer Polarität zwischen Kaffee und Chocolate beruht.⁵⁶ Vor allem im 17. und 18. Jahrhundert war der Kaffee das mit dem protestantischen Arbeitsethos kompatible, ernüchternde und munter machende Getränk, das im Nordwesten Europas populär war.⁵⁷ Dem gegenüber stand die im Süden verbreitete, mit katholischer Leibeslust und Lebensfreude assoziierte Chocolate.

Ein Liebhaber der Chocolate

Eine berühmte Persönlichkeit, die als Musterbeispiel für die enge Beziehung von Chocolate und Erotik angesehen wird, ist der venezianische Schriftsteller und Abenteurer Giacomo Casanova (1725 – 1798). Er war Erotomane und er war ein Liebhaber der Chocolate, die er bei den verschiedensten Gelegenheiten zu sich nahm.⁵⁸ Dabei war er durchaus wählerisch und sparte nicht mit Kritik, wenn die Zuberei-



Abb. 6: Stelldichein zum Chocolate-Frühstück
Jean Baptiste Mallet (1759 – 1835): La Jolie Visiteuse

tung nicht seinen Vorstellungen entsprach.⁵⁹ Auf Reisen führte er häufig einen Vorrat mit sich,⁶⁰ denn sie war sein Lieblingsfrühstück,⁶¹ das er sich auch gerne von einem hübschen Mädchen ans Bett servieren ließ.⁶² Der Trunk am Bett war aber in der Regel nicht der Auftakt zum Liebesakt, sondern Teil einer länger dauernden Eroberungsgeschichte. Zuweilen werden Casanovas „sexualathletische Leistungen“⁶³ auf den Genuss von Chocolate zurückgeführt, was aber einer Verflachung des Gesamtbildes gleichkommt. Der „barocke Sinnenmensch“⁶⁴ erfreute sich an diesem „Symbolgetränk des Ancien régime“⁶⁵ gleichwohl wie an anderen Delikatessen, denen eine aphrodisierende Wirkung nachgesagt wurde.⁶⁶ Ein Liebhaber der Chocolate war auch der britische Tropenmediziner Thomas Trapham (gest. 1692),⁶⁷ wenngleich aus einem anderen Grund.⁶⁸ Er empfahl sie als ein unverzichtbares Nahrungsmittel, um in den Tropen überleben zu können. Und er propagierte Chocolate auf der von einem fünffachen Männerüberschuss heimgesuchten Insel Jamaica aufgrund ihrer „high aromatic mixtures and perfumes“ als Surrogat für körperliche Freuden.⁶⁹ Eine späte Reminiszenz der nahrhaften Chocolate als Liebesmittel findet sich in einer um 1840 entstandenen Karikatur, in welcher der mit weiblicher Begleitung im Separé sitzende Galan beim Kellner „Racahout und Kautschuk“ ordert.⁷⁰

acria sunt aphrodisiaca

Zu drastischeren Mitteln riet Georg Wolfgang Wedel (1645 – 1721). Obwohl er den innerlichen Gebrauch von Canthariden⁷¹ durchaus sehr kritisch sah,⁷² wollte er ihn doch in seiner *Essentia Aphrodisiaca* mit Chocolate versüßt wissen.⁷³ Als weitere Zutaten dienten *Confectio Alkermes*⁷⁴ und *Ameisenspiritus*,⁷⁵ mit dem die Canthariden extrahiert wurden. Allerdings vergaß er nicht den Hinweis, das Präparat vorsichtig zu dosieren.⁷⁶ Wedels Zubereitung wurde auch von zahlreichen anderen Autoren aufgegriffen (vgl.

Tab. 1). Von Donatien Alphonse François de Sade (1740 – 1814) wird berichtet, dass er 1768 bei einem Ball in Marseille Chocladepastillen verteilte, die Canthariden enthielten. Daraufhin sei das Fest zu einer wilden altrömischen Orgie ausgeartet und selbst die „keuschesten Frauen konnten der Mutterwut nicht widerstehen, welche sie

verzehrte.“ Mehrere Personen seien durch die Einnahme verstorben und andere schwer erkrankt, wobei andere Darstellungen einen eher weniger spektakulären Verlauf der Ereignisse nahelegen.⁷⁷ Aber bereits Anfang des 19. Jahrhunderts wurden derartige Zubereitungen von kritischen Autoren als obsolet angesehen.⁷⁸

Tabelle 1: Chocolate als Aphrodisiakum in der Arzneibuchliteratur

Bezeichnung	Zusammensetzung/ Anmerkung	Autor/Werk (Jahr)
Diacinnamomum regium	mit Chocolate, Muskat, Zimt, Ambra, Conf. Alkermes und Fol. Auri	Mynsicht (1638) ¹⁰¹
Confectio Pacifica de Succolata Inda	vgl. Beschreibung im Textteil	Mynsicht (1638) ¹⁰²
Morsuli viriles	vgl. Beschreibung im Textteil	Mynsicht (1695) ¹⁰³
Morselli Confortates viriles	„ac semen insuperaugentes“	Zwelfer (1657) ¹⁰⁴
Aliud ad Coitum	mit Chocolate und Kokosnuss	Manget (1683) ¹⁰⁵
Chocolata	„Vires depraedicatorum confortantes, impinguantes, aphrodisiatae, ...“	Pharmacopoea Augustana renovata et aucta (1684) ¹⁰⁶
Essentia Aphrodisiaca	mit Alkermes, Spanischen Fliegen und Ameisenspiritus	Wedel (1684) ¹⁰⁷
Succolata & Lattweg zum Beyschlaff	„So soll sie auch den Lebens-Balsam vortrefflich stärken und die Venus-Begierde erwecken“	Schröder (1685) ¹⁰⁸
Ein anders ad coitum	mit Indisch Succolad	Hoffmann (1685) ¹⁰⁹
Aliud ad Coitum		Manget (1687) ¹¹⁰
Chocolat antivenerien	vermutlich mit Quecksilber	Bléigny (1687) ¹¹¹
Morsuli viriles Mins. Confectio pacifica Mins. Aliud ad Coitum Hoffm.	„Ad maritale munus viriliter obeundum egregiam“	Jüngken (1697) ¹¹²
Succolata cum lacte cocta & Diacinnamomum regium Mins.	„Sterilitas si a paucitate liquoris in ovulis contenti pendeant, & omnia, quae semen adaugent, conferunt, ita sunt cibi optime nutrites“	Musitano (1709) ¹¹³
Succolata	„Praeterea quoque Sperma augmentat.“	Zwinger (1724) ¹¹⁴
Essentia Aphrodisiaca	vgl. Wedel 1684	Kräutermann (1738) ¹¹⁵
Essentia aphrodisiaca Wedelii	„quae insigniter stimulare dicitur“ (vgl. Wedel 1684)	Rieger (1742) ¹¹⁶
Tabulae antivenerae	mit Antimon und Perubalsam	Hartmann (1771) ¹¹⁷
Chocolat aphrodisiaque	mit Sublimat	Lefébure (1775) ¹¹⁸
Chocolata antivenera	mit Sublimatum corrosivum	Ph. universalis (1832) ¹¹⁹
Trochisken (in lue venerea)	mit Hydrargyrum aceticum oxydulatum	Moll (1839) ¹²⁰
Racahout de los árabes	„transmitir su influencia tónica al aparato genésico“ Cacao mit Kartoffelstärke, Salep, Vanille und Zucker	Monlau (1853) ¹²¹
Chocolat antivénérien	mit Sublimat	Dorvault (1928) ¹²²

chocolat antivénérien

Als sich um 1500 die Syphilis in Europa auszubreiten begann, besann man sich der quecksilberhaltigen Salben, die bereits seit der Antike bei Hauterkrankungen verwendet wurden.⁷⁹ Eine (wagemutige) Innovation stellte die innerliche Verabreichung von Quecksilber dar, wie sie Pedro Bayro (gest. 1558) mit seinen *Pilulae Barbarossae* propagierte. Diese Pillen wurden mit Zitronensaft angeteigt und waren mit Moschus und Amber versetzt.⁸⁰ Daran schließt Nicolas de Blégny (1652 – 1722)⁸¹ an, der sich bereits zuvor mit der Behandlung der Geschlechtskrankheiten beschäftigt hatte.⁸² Sein Traktat über die neuen Heißgetränke Kaffee, Tee und Chocolate enthält auch ein Kapitel über *chocolat antivénérien*,⁸³ über deren Zusammensetzung Blégny den Leser wortreich im Unklaren lässt.⁸⁴ Jedenfalls sei ihm „la preparation du plus excellent antivénérien qu’on puisse jamais inventer“ gelungen, und mit einer in der Folge ausführlich beschriebenen, etwa einmonatigen Kur könne die Krankheit radikal geheilt werden. Hundert Jahre später versah René-Guillaume Lefébure (1744 – 1809)⁸⁵ sein Werk über die Selbsttherapie der venerischen Krankheiten⁸⁶ mit einer bedenklichen Zugabe. Er preist sein Sublimat enthaltendes Präparat unter dem etwas perfiden Namen *chocolat aphrodisiaque* an und bedient damit



Abb. 7: Im Kampf gegen die Syphilis Nicolas de Blégny (1652 – 1722): *chocolat antivénérien*

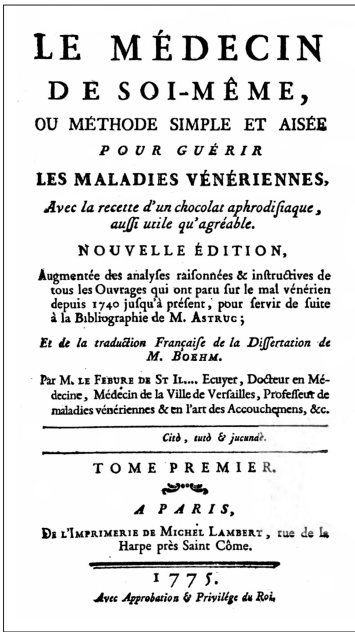


Abb. 8: Bedenkliche Zugabe René-Guillaume Lefébure (1744 – 1809): *un chocolat aphrodisiaque, aussi utile qu’agréable*

die Hoffnung der Kundschaft, sexuelle Lust genießen zu können und zugleich vor der Lustseuche geschützt zu sein.⁸⁷ Auch der Hinweis, dass man sich mit diesem Mittel unauffällig und doch in aller Öffentlichkeit kurieren könne, weist in eine ähnliche Richtung.⁸⁸ Der Erfolg bewog offenbar auch Epigonen dazu, ähnliche Präparate zu vermarkten.⁸⁹ Christoph Girtanner (1760 – 1800)⁹⁰ wandte sich entschieden gegen die quecksilberhaltige Chocolate, weil er sie als potentes Mittel zum Giftmord ansah.⁹¹ Seine Sorge war nicht unbegründet, war doch bereits früher Chocolate erfolgreich verwendet worden, um den Geschmack von Gift zu überdecken.⁹² Aller Kritik zum Trotz erwies sich die Idee von Lefébure als sehr beständig und entsprechende Präparate finden sich noch bis zur ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts in Rezeptsammlungen.⁹³ *Chocolat antivénérien* markiert zugleich einen Wendepunkt im medizinischen Gebrauch von Chocolate, deren eigenständige Wirkung gegenüber der Verwendung als bloßes Hilfsmittel zur Inkorporierung von Arzneien zunehmend in den Hintergrund trat.

Vom Liebestrank zum Muttertagsgeschenk

Zur Zeit der Hochblüte der *Chocolade-Medizin* im 19. Jahrhundert begann der Stern des Aphrodisiakums Chocolate zu verblassen, was sich mit einer schrittweisen Veränderung in der Wahrnehmung erklären lässt. Das Genussmittel Chocolate weist wie auch andere Genussmittel drei Wirkdimensionen auf: die dingliche Präsenz, die (tatsächlichen oder zugeschriebenen) Wirkungen und die mit der Konsumation verbundenen Ausdrucksformen.⁹⁴ Der Wandel in der dinglichen Präsenz, vom adeligen Luxusgut zum Massenprodukt, und der Wandel in der Realisation des Konsums, vom Arzneimittel über das laszive Frauengetränk hin



Abb. 9: Frühe Einsicht Johann Gottfried Kühne (1719): ... daß die Geil-machende Krafft / die man der Chocolate zuleget / mehr in der Einbildung als Wercke bestehe

zum Familienfrühstück und Kindertrunk,⁹⁵ konnten nicht ohne Auswirkung auf die zugeschriebenen Wirkungen bleiben. Zwar warnte Altschul noch 1862, dass die Vanillechocolate von jungen Leuten gemieden werden müsse, „weil sie Veranlassung zu frühzeitiger Erregung des Geschlechtstriebes giebt“.⁹⁶ Doch die Ent-



Abb. 10: Chocolate ist Liebe
Hershey's Kisses Milk Chocolate – seit 1907 in aller Munde

wicklung zum reinen Genussmittel ließ sich nicht mehr aufhalten, und Kühnes bereits 150 Jahre zuvor formulierte Einschätzung erwies sich als bemerkenswert hellseherisch:⁹⁷ „Allein ich muß dieses dabey sagen / daß die Geil-machende Krafft / die man der Chocolate zuleget / mehr in der Einbildung als Wercke bestehe / und es ist mehr ein Effect, der nach der Chocolate folget / als von der Chocolate erwecket wird.“⁹⁸ Aber im Chocoladenosterhasen lebt gleich eine doppelte Fruchtbarkeitssymbolik im Verborgenen fort.⁹⁹ Und in Form des süßen Präsensts ist Chocolate noch heute ein Ausdruck von Wertschätzung und Zuneigung,¹⁰⁰ vielleicht aber auch nur ein wohlfeiles materielles Substitut für Liebe.

Anmerkungen

1 Celander [Pseud.]: Der verliebte Studente. Köln 1709 (Nachdr. Leipzig 1906).
2 Das Pseudonym Celander ist bis heute nicht zweifelsfrei aufgelöst und die Verlagsadresse (Cölln bey Pierre Martaux) ist fingiert. Das Erstlingswerk regte zu literarischem Widerspruch an und rief auch Epigonen auf den Plan, s. http://de.wikipedia.org/wiki/Celander_%28Pseudonym%29 (letzter Zugriff: 30.9.2014).
3 Celander [wie Anm. 1], S.33f.
4 Bernal Díaz del Castillo nahm im Gefolge von Cortés an der Eroberung Mexicos teil, schrieb seine Mitteilungen darüber aber erst in späteren Jahren nieder.
5 So der Text einer deutschsprachigen Ausgabe, s. Bernal Díaz del Castillo / Georg Adolf Narziß (Hrsg.): Wahrhafte Geschichte der

Entdeckung und Eroberung von Mexiko. Frankfurt 1981. S. 212. Das spanische Original wird mit „dezian que era para tener aceso con mugeres“ schon deutlicher, s. Bernal Díaz del Castillo / José Antonio Bar-bón Rodríguez (Hrsg.): Historia verdadera de la conquista de la Nueva España (Manuscrito Guatemala). Mexico 2005, S. 229f.
6 Seine im Auftrag des spanischen Königs erstellte, ursprünglich 17 Bände umfassende Historia Natural de Nueva España ist lediglich in späteren (Teil-)Ausgaben erhalten (Rom 1651, Madrid 1790), da das Manuskript 1671 bei einem Brand vernichtet wurde.
7 Francisco Hernández: Opera. Bd. 2. Madrid 1790, S. 157: „Vis compositae est venerem excitare, simplex enim refrigerat, atque impense nutrit.“
8 Juan Eusebio Nieremberg: Historia naturae maxime peregrinae. Antwerpen 1630. S. 344–346 sowie Antonio Colmenero de Ledesma: Chocolata inda. Nürnberg 1644, S. 36–42.
9 Jan Elferink: Aphrodisiac Use in Pre-Columbian Aztec and Inca Cultures. In: Journal of the History of Sexuality 9 (2000), S. 25–36 (hier S. 27).
10 Cacaosamen enthalten u. a. Catechingerbstoffe, Theobromin, Coffein, biogene Amine wie Phenylalanin, Serotonin und Ethylamin sowie Cannabinoidrezeptor-Agonisten wie Anandamid. Auch der in Chocolate enthaltene Zucker und das Fett tragen vermutlich zur Wirkung bei.
11 Das Verständnis von den Wirkungen der Aphrodisiaka ist stets kulturell determiniert, s. Christian Rätzsch / Claudia Müller-Ebeling: Lexikon der Liebesmittel. Aarau 2003, S. 9, wobei sich folgende Hauptwirkungen erkennen lassen: Auslösen von Zuneigung/Liebeszauber, Intensivierung sexueller Wahrnehmungen, Behebung von Infertilität und Behebung einer Impotentia coeundi. Zu den kulturhistorischen Dimen-

sionen des Begriffes Impotenz vgl. Angus McLaren: Impotence. Chicago 2007.
12 Selbst die pharmakologisch zweifellos potenten Phosphodiesterase-V-Inhibitoren wie Sildenafil können ihre erektionsfördernde Wirkung nur entfalten, wenn entsprechende stimulierende Reize gegeben sind.
13 Marcy Norton: Sacred Gifts, profane pleasures. Ithaca 2008. S. 42f sowie Rätzsch / Müller Ebeling [wie Anm. 11], S. 15f u. S. 21–31.
14 Norton [wie Anm. 13], S. 35. Beispiele für Fruchtbarkeitsriten, die mit Kakao und Chocolate verbunden waren, gibt Wolf Müller: Seltsame Frucht Kakao. Hamburg 1957, S. 16–18. Vgl. auch Giuseppe Orefici: Herzblut und offene Wunde. Opferblut in der Maya-Gesellschaft. In: James Bradburne (Hrsg.): Blut. Kunst Macht Politik Pathologie. München 2001, S. 41–53.
15 Mit der nicht entfetteten Chocolate lässt sich durch mehrfaches Umgießen oder Umrühren mit einem Quirl der zumindest in der damaligen Konsumationspraxis sehr geschätzte Schaum erzeugen.
16 Joseph de Acosta: Historia natural y moral de las Indias. Bd. 1. Madrid 1792, S. 241: „..., y los Españoles, y mas las Españolas hechas á la tierra, se mueren por el negro chocolate.“
17 Fernández de Oviedo: Historia general y natural de las Indias. Bd. 1. Madrid 1851, S. 318: „é cómo aquella gente es amiga de beber sangre humana, para que este bevrage parezca sangre, échanle un poco de bixa, de forma que después se terna colorado“.
18 Marcy Norton: Tasting Empire: Chocolate and the European Internalization of Mesoamerican Aesthetics. In: The American Historical Review 111 (2006), S. 660–691 (hier S. 670): „The European taste for chocolate emerged as a contingent accident of empire.“
19 Pedro García Farfán wurde um 1532 in Sevilla geboren, studierte Medizin und trat 1569 nach dem Tod seiner Frau in den Orden der Augustiner ein. Aufgrund einer päpstlichen Dispens konnte er den Arztberuf bis zu seinem Tod (1604 in Mexico) weiterhin ausüben. Sein Werk erschien erstmals 1579 unter dem Titel: Tratado breve de anothomia y chirugia, y de algunas enfermedades que mas comunmente suelen haver en esta Nueva España in Mexico und 1592 in abgewandelter Form als Tractado breve de medicina, y de todas las enfermedades.
20 Augustin Farfán: Tratado breve de medicina y de todas las enfermedades. Mexico 1610, S. 172–174.
21 Juan de Cárdenas: Primera parte de los problemas y secretos marauillosos de las Indias. Mexico 1591, 2. Aufl. Mexico 1913, S. 103–198.
22 So beschreibt beispielsweise Nicolaus Monardes: De simplicibus medicamentis ex occidentali India delatis. Antwerpen 1574 ausführlich Tabak (S. 20–28) und Jalapa/Radix mechoacan (S. 68–70), während Cacao und Chocolate keine Erwähnung finden. Auch im zweiten Band des Kräuterbu-

- ches des Jacob Theodor gen. Tabernaemontanus: Neuw und vollkommenlich Kreuterbuch. Frankfurt 1591 ist Indianisch Beinwelle/Nicotiana maior (S. 279f.), nicht aber Cacao angeführt.
- 23 Hadrian von Mynsicht, eigentlich Adrian Seumenicht, studierte in Helmstedt Medizin und war Leibarzt des Herzogs Friedrich von Mecklenburg (Christoph Friedrich / Wolf-Dieter Müller-Jahncke: Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart. Eschborn 2005 (Geschichte der Pharmazie / R. Schmitz; 2), S. 331f). Neben medizinisch-pharmazeutischen Werken, wie dem Thesaurus et armentarium medico-chymicum (Erstausgabe: Hamburg 1631), verfasste er auch ein alchemisch ausgerichtetes Testamentum de Aureo Philosophorum lapide, s. Volker Fritz Brüning: Bibliographie der alchemistischen Literatur. Bd. 1. München 2004, Monographien 1634 und 2072.
 - 24 Confectio ist nach August Friedrich Hecker: Lexicon medicum theoretico-practicum reale. Bd. 2. Abt. 1. Wien 1818, S. 495f. „eine pharmaceutische Zubereitung verschiedener Arzneimittel mit Zucker, Syrup, oder Honig, die sich von der Conditura durch geringere Konsistenz und gewöhnlich auch durch weit mannichfaltigere Zusammensetzung unterscheidet, doch fester ist, und gewöhnlich auch mehr Zucker enthält als eine Latwerge (Electuarium). Mit der letzteren stimmen sie jedoch am meisten überein, und es ist zwischen ihnen nicht selten so wenig Unterschied, dass man einige bald als Confectionen, bald als Electuarien angeführt findet.“
 - 25 Hecker [wie Anm. 24], S. 501 meint sogar, dass Mynsicht „in den Konfektionen seinen wahren Ruhm gesucht zu haben scheint.“
 - 26 Das lateinische „magnanimitas“ lässt sich wörtlich mit „Hochherzigkeit“ und „Großmut“ übersetzen. Hecker [wie Anm. 24], S. 501 führt aus, „dass man unter Magnanimitas in vorigen Zeiten als gleichsam unter einem anständigeren Ausdrucke die Stärke des Geschlechtstriebes verstand“.
 - 27 Hadrian von Mynsicht: Medicinisch-Chymische Schatz- und Rüst-Kammer. Stuttgart 1695, S. 286.
 - 28 Hadrian von Mynsicht: Thesaurus et armentarium medico-chymicum. Lübeck 1638, S. 225: „pro solis Amicis mihi hactenus reservatum“.
 - 29 Mynsicht [wie Anm. 27], S. 226.
 - 30 John Chamberlaine: The Natural history of coffee, thee, chocolate, tobacco. London 1682, S. 18.
 - 31 Chamberlaine [wie Anm. 30], S. 18: „...and I do not doubt, but you London Gentlemen, do value it above all your Cullises and Jellies, your Anchoves, Bononia Sawsages, your Cock, or Lamb-stones, your Soys, your Ketchups and Cavares, your Cantharides, and your Whites of Eggs, are not to be compared to our rude Indian“.
 - 32 Mynsicht [wie Anm. 28], S. 226: „semen utriusque sexus augendo“.
 - 33 Antonio Colmenero of Ledesma / James Wadsworth: Chocolate or, An Indian Drinke. London 1652 [Vorwort].
 - 34 Ledesma / Wadsworth [wie Anm. 33 Vorwort]: „it vehemently Incites to Venus, and causeth Conception in women, hastens and facilitates their Delivery“
 - 35 Henry Mundy: Opera omnia medico-physica. Leiden 1685, S. 350.
 - 36 Franz Ernst Bruckmann: Relatio brevis historico-botanico-medica de avellana Mexicana, vulgo cacao. Braunschweig 1728, S. 24: „sic enim interdum generantur adhuc forsan foetus, Chocolate-Kinder, dicti.“
 - 37 Martin Engelbrecht (1684–1756): Der Menschen Zung und Gurgel Weid zur Notturfft und Ergötzlichkeit vorgestellt durch die unterschiedlichen Arten der Getränke. Augsburg um 1720. Serie kolorierter Kupferstiche und Radierungen. Blatt 7: Der Chocolat. Germanisches Nationalmuseum Nürnberg. Graphische Sammlung. Inventar-Nr. HB 25636,6, Kapsel-Nr. 1386.
 - 38 The Metropolitan Museum of Art. Accession Number: 1982.60.326, s. <http://www.metmuseum.org/Collections/search-the-collections/120023334?rpp=20&pg=1&ft=k%C3%A4ndler+chocolate&pos=1> (letzter Zugriff: 30.9.2014).
 - 39 Marie de Rabutin-Chantal, Marquise de Sévigné, gehörte dem französischen Hochadel an. Ihre Briefe zählen zu den Klassikern der französischen Literatur.
 - 40 Lettres de madame de Sévigné, de sa famille et de ses amis. Bd. 2. Paris 1820, S. 229.
 - 41 Möglicherweise war dies auch eine Schutzbehauptung der Marquise de Coëtlogon, um eine Affäre mit einem schwarzen Diener zu vertuschen.
 - 42 Die humoralpathologische Verortung der Chocolate bereitete große Probleme, da ihr sowohl kalte, warme, feuchte als auch trockene Charakteristika zugeschrieben werden konnten.
 - 43 Simon Paulli / R. James (Übers.): A treatise on tobacco, tea, coffee, and chocolate. London 1746, S. 165f.
 - 44 Der Schweizer Johann Georg von Zimmermann studierte in Göttingen bei Albrecht von Haller Medizin und war in Bern und Brugg als Arzt tätig. Ab 1768 war er königlich Großbritannienischer Leibmedicus in Hannover.
 - 45 Johann Georg von Zimmermann: Von der Erfahrung in der Arzneykunst. Zürich 1777, S. 582: „Andere zweifeln nicht die Chocolate sey ein grosses Hülfsmittel wider die gänzliche Ohnmacht der Zeugungskräfte, da doch die Chocolate und alles was hitzig ist zwar reizt, aber eben darum Pollutionen macht und noch mehr entkräftet; und da ich selbst diese Ohnmacht der Zeugungskräfte unter dem Gebrauche beynahe entgegengesetzter Arzneyen hebe. Dem ohngeachtet sehe ich, daß die meisten jungen Ehemänner in der Absicht die Feder der Mannheit zu spannen Chocolate trinken, und trinken müssen.“
 - 46 Albrecht von Haller: Von der Chocolate. In: Der Arzt: Eine medicinische Wochenschrift 2 (1778), S. 266–277 (hier S. 272): „Allein, wenn sie ihnen einen bleibenden Nutzen stiften soll, so müssen sie dahin sehen, daß die neuen Kräfte und Säfte, die ihnen der aufgelösete Cacao mittheilt oder ersetzt, nicht zu geschwind durch neuen heftigen Reiz und baldige Abnutzung wieder verzehrt werden.“
 - 47 Johannes Franz Rauch: Disputatio medico-diaetetica de aere et esculentis [...]. Wien 1724. Ein seltener Druck, da die meisten Exemplare offenbar vernichtet wurden. Zu Inhalt und Rezeption vgl. August Beyer: Memoriae historico-criticae librorum rariorum. Dresden 1734, S. 40f.
 - 48 Zit. nach Bruckmann [wie Anm. 36], S. 25: „Hinc vel stoliditatem vel hypocrisin cognoscas Monachorum, qui ob abundantiam succi nutritii, ut ajunt, Veneris pabulum, a carnibus devotionis gratia abstinent, largo nihilominus chocolatae potu sese ingurgitare minime sibi vitio vertentium.“
 - 49 Tommaso Strozzi: Poemata varia. Neapel 1689.
 - 50 Zu Inhalt und Form von Strozzi's Gedicht sowie dem jesuitischen Argument der „Erfahrung“ s. Yasmin Annabel Haskell: Loyola's Bees. Ideology and Industry in Jesuit Latin Didactic Poetry. Oxford 2003, S. 82–101.
 - 51 Der Name ist vermutlich das Pseudonym eines jesuitischen Autors.
 - 52 Giovanni Batista Gudenfridi: Differenza tra 'il cibo e' l cioccolato. Florenz 1680, S. 74: „Cred'egli, quando il Cioccolato meritasse il nome di Liquor diabolico, che Dio menderrebbe, ò permetterebbe che, per mano de gli Angioli suoi, si portasse una bevanda tale alle sue Spose?“.
 - 53 Norton [wie Anm. 13], S. 73–77.
 - 54 Martha Few: Chocolate, Sex, and Disorderly Women in Late-Seventeenth-and Early-Eighteenth-Century Guatemala. In: Ethnohistory 52 (2005), S. 673–687.
 - 55 So das gewichtigste Argument in dem Bartholomäus Marradon zugeschriebenen Dreier-Dialog, s. Drey neue curieuse Tractätgen, von dem Trancke Cafe, sinesischen The und der Chocolate. Budessin 1686, S. 247.
 - 56 Wolfgang Schivelbusch: Das Paradies, der Geschmack und die Vernunft. Eine Geschichte der Genussmittel. München 1980, S. 96.
 - 57 In dieses Bild passt es, dass dem Kaffee eine antiaphrodisierende Wirkung zugeschrieben wurde, s. Schivelbusch [wie Anm. 56], S. 47–50.
 - 58 Eine von Casanova geschilderte Episode, in der die Chocolate eine besondere Rolle spielt, ist beispielsweise folgende: Casanova wurde von einem polnischen Grafen zum Duell gefordert, was seiner Anerkennung als Adelige gleichkam. Später besuchte er den schwer verletzten Gegner, um sich bei ihm zu entschuldigen und wurde mit Chocolate bewirtet. Vgl. die diesbezügliche Darstellung und Interpretation bei Ruth Bombosch: Casanova à la carte. Eine kulinarische Biographie. Frankfurt 1998, S. 146–150.
 - 59 Giacomo Casanova / Günter Albrecht (Hrsg.): Geschichte meines Lebens. Leipzig 1983–1988. Bd. 12, S. 167: „... diese liebe ich gut geschlagen und recht schaumig.“
 - 60 Vgl. z. B. Casanova / Albrecht [wie Anm. 59], Bd. 2, S. 302.
 - 61 Casanova / Albrecht [wie Anm. 59], Bd. 7, S. 162.

- 62 Vgl. z. B. Casanova / Albrecht [wie Anm. 59], Bd. 8, S. 153.
- 63 Ingo Hermann: Casanova. Der Mann hinter der Maske. Berlin 2010, S. 254.
- 64 Casanova / Albrecht [wie Anm. 59], Bd. 1, S. 13: „Der Kultus der Sinneslust war mir immer die Hauptsache: niemals hat es für mich etwas Wichtigeres gegeben.“
- 65 Bombosch [wie Anm. 58], S. 152.
- 66 So z. B. Austern, Champagner, Feigen, Granatäpfel, Artischocken und Trüffel, s. M[artin] Hatzinger / J. Hatzinger: Giacomo Casanova (1725–1798). Ein Leben mit Aphrodisiaka. In: Der Urologe 48 (2009), S. 415–418 (hier S. 416). Zu Nahrungs- und Genussmitteln als Aphrodisiaka vgl. auch die ausführliche Darstellung bei Magnus Hirschfeld: Liebesmittel. Berlin 1930, S. 65–107.
- 67 M. T. Ashcroft: Tercentenary of the first English book on tropical medicine, by Thomas Trapnam of Jamaica. In: British Medical Journal 279 (1979), S. 475–477.
- 68 Edmund Valentine Campos: Thomas Gage and the English Colonial Encounter with Chocolate. In: Journal of Medieval and Early Modern Studies 39 (2009), S. 183–200 (hier S. 195).
- 69 In Analogie dazu meinen Räscher / Müller-Ebeling [wie Anm. 11], S. 381, dass Chocolate aufgrund ihrer entspannenden, leicht euphorisierenden Wirkung auch als „Witwenröster“ bezeichnet werde.
- 70 Eine Reproduktion findet sich bei Hirschfeld [wie Anm. 66], vor S. 79. Racahout oder Pulvis Cacao compositus war zeitweilig sogar offizinell und ist eine Mischung von Cacao, Reismehl und Kartoffelstärke, welche mit Zucker und Vanille versetzt ist, s. Pharmacopoea Belgica Nova. Brüssel 1854, S. 331. Mit Kautschuk ist wohl noch nicht das von Charles Goodyear (1800–1860) 1855 erfundene und erst ab 1870 serienmäßig gefertigte Kondom aus Naturgummi gemeint, sondern eine als mechanisches Reizmittel fungierende Kautschukmanschette.
- 71 Der medizinische Gebrauch von Canthariden war bereits seit der Antike bekannt. Neben der Anwendung als Vesicans wurde auch die externe Anwendung als Aphrodisiakum propagiert. Vgl. z. B. Valentin Kräutermann: Das in der Medicin gebräuchlichste Regnum animale. Arnstadt 1728, S. 414: „Auch ist das mit Brandtewein ausgezogene Oel ein herrlich Ding in Belle vene-ri, wenn nur der große Zee darmit gestrichen wird, und zwar am rechten Fusse,...“ Eine populäre aphrodisierende Zubereitung mit Canthariden waren Rotulae stimulantibus, s. Hadrian Mynsicht: Thesaurus et armamentarium medico-chymicum. Lübeck 1638, S. 163. Und sogar die innerliche Anwendung „in hanc speciem morbi vene-ri (quae vulgo gleet dicitur)“, also bei Gonorrhoe, wurde empfohlen, s. William Robertson / William Alexander: Tentamen medicum de cantharidum historia ac usu. Edinburgh 1769, S. 12.
- 72 Georg Wolfgang Wedel: Theoria Saporum Medicae. Jena 1703, S. 152: „Enimvero provide adhibitae venerem exuscitant & robo-rant, ut in rotulis stimulantibus Myns. largius & indebite ad mortem usque stimulant.“
- 73 Georg Wolfgang Wedel: Amoenitates materiae medicae. Jena 1684, S. 484.
- 74 Eine komplexe Zubereitung, die u. a. Auszüge aus der Kermesschildlaus enthält, welche ihr die charakteristische rote Farbe verleihen, s. Johann Heinrich Zedler: Grosses vollständiges Universal-Lexicon Aller Wissenschaften und Künste. Bd. 6. Halle 1733, Sp. 941–944. Rezepturen mit Alkermes waren seit dem frühen Mittelalter als Universalarzneyen und Stärkungsmittel gebräuchlich.
- 75 Spiritus formicarum war unter der auf den Einsatz als Aphrodisiakum verweisenden Bezeichnung Aqua magnanimitatis in mehreren Arzneibüchern offizinell, vgl. z. B. Antoine Jacques Louis Jourdan: Pharmacopoea universalis. Bd. 1. Weimar 1832, S. 709.
- 76 Wedel [wie Anm. 73], S. 484: „... provida tamen cura opus est ne quid nimis.“
- 77 s. Eugen Dühren (eig. Iwan Bloch): Der Marquis de Sade und seine Zeit. Berlin 1906, S. 316–320. Maurice Lever: Marquis de Sade. Die Biographie. Wien 1995, S. 198–222. Volker Reinhardt: De Sade oder Die Vermessung des Bösen. München 2014, S. 112–117.
- 78 August Friedrich Hecker: Lexicon medicum theoretico-practicum reale. Bd. 3. Abt. 2. Gotha 1822, S. 416: „daher auch die hierher gehörigen Mischungen ganz obsolet sind. Sie bestanden größtentheils aus reizenden und erhitzenden Gewürzen und dies waren eigentlich noch die unschuldigen, zum Theil aber nahmen sie auch wohl Bestandteile von weit bedenklicherer Wirksamkeit wie z. B.: die Essentia aphrodisiaca Wedelii Kanthariden in ihre Mischung auf.“
- 79 Friedrich Alexander Simon: Geschichte und Schicksale der Inunktionskur. Hamburg 1860, s. auch Rolf Winau: Seit Amors Köcher auch vergiftete Pfeile führt. Die Ausbreitung der Syphilis in Europa. In: Fundiert – Das Wissenschaftsmagazin der Freien Universität Berlin 01 (2002), S. 58–65.
- 80 Raphael Finckenstein: Zur Geschichte der Syphilis. Breslau 1870, S. 46.
- 81 Nicolas (de) Blégné war zunächst Chirurg und Hersteller von Bruchbändern, machte sich später allerdings als Arzt und Autor einen Namen.
- 82 Nicolas de Blégné: L'art de guérir les maladies vénériennes. Paris 1673.
- 83 Nicolas de Blégné: Le bon usage du thé du café et du chocolat. Paris 1687, S. 291–300.
- 84 Blégné warnt zunächst vor dem innerlichen Gebrauch des Quecksilbers, der gefährlich und nur schwer zu ertragen sei, um dann in bester alchemischer Tradition auf Mercurius als den wahren Kern aller Metalle zu sprechen zu kommen. So enthalte das Gold in sich ein derartig perfektes und ausgezeichnetes Quecksilber, dass es dessen sämtliche Tugenden, nicht aber seine Fehler aufweise, s. Claus Priesner / Karin Figala: Alchemie. Lexikon einer hermetischen Wissenschaft. München 1998, S. 296–298. Dies legt den Schluss nahe, dass Blégné mit der Einarbeitung von Quecksilber in Chocolate die Erwartung einer analogen Optimierung des Wirkungsprofils verband.
- 85 René-Guillaume Le Febvre, Baron de Saint-Ildephont, machte sich später insbesondere als Okulist einen Namen und veröffentlichte unter anderem mehrere Bücher ophthalmologischer Inhalts.
- 86 René-Guillaume Le Febvre: Le Médecin de soi-même, ou Méthode simple et aisée pour guérir les maladies vénériennes. Bd. 1. Paris 1775.
- 87 Le Febvre [wie Anm. 86], S. 6: „Les personnes qui veulent joindre, dans un remède, l'agréable à l'utile, feront satisfaites du chocolat anti-vénérien, que nous leur proposons.“ Die entsprechende Rezeptur findet sich auf S. 48f.
- 88 Le Febvre [wie Anm. 86], S. 7.
- 89 Edmund Lamblin: Le chocolat aphrodisiaque et les remèdes antivénériens de Le Pelletier (1783). In: Revue d'histoire de la pharmacie 63 (1975), S. 399–401.
- 90 Der Schweizer Christoph Girtanner studierte in Göttingen Medizin. Als Schriftsteller beschäftigte er sich nicht nur mit Themen der Medizin und Chemie sondern auch mit politischen Betrachtungen.
- 91 Christian Girtanner: Abhandlung über die venerische Krankheit. Bd. 3. Göttingen 1789, S. 734: „Welch ein abscheulicher Gedanke, ein so heftig wirkendes Gift als der Sublimat ist, mit Chocolate zu mischen und dadurch jedem Bösewicht das Mittel in die Hand zu geben, unschuldige Personen, deren Tod er wünscht, ungestraft und unbemerkt vergiften zu können.“
- 92 Thomas Gage: Neue merckwürdige Reise-Beschreibung nach Neu Spanien. Leipzig 1643, S. 212–214.
- 93 s. François Dorvault: L'officine. ou Répertoire général de pharmacie pratique. Paris 1928.
- 94 Roman Sandgruber: Einleitung. In: Roman Sandgruber / Harry Kühnel (Hrsg.): Genuss und Kunst. Katalog des NÖ Landesmuseums. NF Nr. 341. Innsbruck 1994, S. 3: „Die Genussmittel wirkten nicht nur durch ihre dingliche Präsenz, die ihnen schon allein durch ihre hohen Preise eine prestigeträchtige Position verschaffte, und die diversen physiologischen Wirkungen, die sie hatten und haben oder die ihnen zugeschrieben wurden und werden, sei es bezüglich Gesundheit, Liebesleben oder körperlicher und geistiger Aktivität, sondern auch über die damit verbundenen Ausdrucksformen, die in den Räumen, in den sozialen Situationen, in den schicht- und geschlechtsspezifischen Umständen ihres Konsums zum Ausdruck kamen und kommen, in den Ideen, die mit ihrem Konsum verbunden waren und sind.“
- 95 Die sich wandelnde Konsumationspraxis lässt sich anhand bildlicher Darstellungen nachvollziehen: In den Bildern vom Typ „laszives Frauenge-tränk“ finden wir die Chocolate-trinkende Dame noch im Bett oder in der Ankleide. Männliche Besucher sind an ihrer Seite oder lassen sich im Hin-

tergrund erahnen, vgl. z. B. La Jolie Visiteuse von Jean Baptiste Mallet, ca. 1750 oder La Crainte von Jean-Baptiste Le Prince, 1769. Den Typus „Familienfrühstück“ repräsentiert beispielhaft Le Déjeuner von François Boucher, 1739. Das Sujet „Kindertrunk“ findet sich insbesondere in Darstellungen, die ab dem 19. Jahrhundert zu Reklamezwecken verwendet wurden. Vgl. dazu das Plakat für Chocolat Carpentier von Henry Gerbault (1863–1930), auf dem sich ein Säugling von der dargebotenen Brust abwendet und auf die am Tisch stehende Tasse weist oder Chocolat idéal von Alfons Maria Mucha aus dem Jahr 1897.

96 [Elias] Altschul: Homöopathischer Reise-Almanach. Sondershausen 1862, S. 106.

97 Auch in neuerer Zeit werden neben eher mechanistisch oder quantitativ orientierten Parametern insbesondere qualitative Aspekte wie die intensivierte Wahrnehmung sexueller Erlebnisse als eigenständiges Kriterium einer aphrodisierenden Wirkung betont, s. Frank Gawin: Pharmacologic Enhancement of the Erotic. In: Implications of an Expanded Definition of Aphrodisiacs. The Journal of Sex Research 14 (1978), S. 107–117.

98 Johann Gottfried Kühne: Nachricht von der Chocolate. Nürnberg 1719, S. 48.

99 Zu Symbolik und Ikonographie des Hasen vgl. Roman Sandgruber: Der Osterhase kommt und bringt die Eier – Warum eigentlich? In: Oberösterreichische Nachrichten vom 7.4.2012, s. <http://www.nachrichten.at/oberoesterreich/art4,857574> (letzter Zugriff: 30. 9. 2014).

100 Marcy Norton: Conquests of Chocolate. In: OAH Magazine of History 18 (2004), S. 14–17 (hier S. 16f): „The association between chocolate and romantic love continues to hold sway in our collective imagination, as evidenced by the box-of-chocolate’s status as the quintessential Valentine’s gift and its mythical status as an aphrodisiac.“ Ein hübsches filmisches Denkmal zum Thema Chocolate und Liebe stellt die romantische Komödie Chocolat (USA 2000) mit Juliette Binoche in der Hauptrolle dar.

101 Mynsicht [wie Anm. 28], S. 38.

102 Mynsicht [wie Anm. 28], S. 175.

103 Mynsicht [wie Anm. 27], S. 224–226.

104 Johann Zwelfer: Animadversiones in Pharmacopoeiam Augustanam et annexam. Nürnberg 1657, (Appendix S. 22f).

105 Johann Jacob Manget: Messis medico Spagyrica. Genf 1683, S. 677.

106 Pharmacopoea Augustana renovata et aucta. Augsburg 1684, S. 188f.

107 Wedel 1684 [wie Anm. 73], S. 484.

108 Johann Schröder: D. Johann Schröders trefflich – versehene Medicin-Chymische Apotheke / Oder: Höchstkostbarer Arznei-Schatz. Nürnberg 1685, S. 1164f.

109 Friedrich Hoffmann: Apotheker-Schatz der Vortrefflichsten Medicorum dieser Zeit. Nürnberg 1685. In: Schröder [wie Anm. 108].

110 Jean-Jacques Manget: Pharmacopoea Schroedero-Hoffmanniana illustrata et aucta. Köln 1687, S. 677.

111 Blégný [wie Anm. 83], S. 291–300.

112 Johann Helfrich Jüngken: Corpus pharmaceutico-chymico-medicum. Frankfurt 1697, S. 335 u. S. 509f.

113 Carlo Musitano: De morbis mulierum Tractatus. Köln 1709, S. 128.

114 Theodor Zwinger: Compendium medicinae universae. Basel 1724, S. 501.

115 Valentin Kräutermann: Der curieuse und wohlerrfahrne Chymist. Leipzig 1738, S. 351. Kräutermann ist möglicherweise ein Pseudonym für den Erfurter Stadtphysikus Christoph von Hellwig (1663–1721), s. Jürgen Strein: Der Arzt als Apotheker. Christoph von Hellwig (1663–1721) und sein Versandhandel mit Medikamenten. In: Geschichte der Pharmazie 55 (2003), S. 25–35.

116 Johann Christoph Rieger: Introductio in notitiam rerum naturalium et arte factarum. Bd. 1. Den Haag 1742, S. 720. Rieger gibt auch eine gute Übersicht zu den damals gebräuchlichen Aphrodisiaka.

117 Franz Xaver Hartmann: Formulae Remedium In Materiam Medicam Et Chirurgicam Clarissimi Ac Celeberrimi Viri Crantz. Leipzig 1771, S. 309.

118 Le Fébure [wie Anm. 86].

119 Antoine Jacques Louis Jourdan: Pharmacopoea universalis. Bd. 1. Weimar 1832, S. 188.

120 Friedrich Moll: Handbuch der Pharmacologie. Bd.1. Wien 1839, S. 873.

121 Pedro Felipe Monlau: Higiene del Matrimonio. Madrid 1853, S. 179f. Das Präparat wird auch bei G. Wittstein: Taschenbuch der Geheimmittellehre. Nördlingen 1868, S. 149, allerdings nur als „Nahrungsmittel für schwächliche Personen“ besprochen. Zur Geschichte des Racahout des Arabes vgl. auch Repertorium für die Pharmacie 51 (1835), S. 249–254.

122 Dorvault [wie Anm. 93].

Anschrift des Verfassers:
Dr. Thomas Langebner
Krankenhaus der Barmherzigen Schwestern
Seilerstätte 4
A-4020 Linz
thomas.langebner@bhs.at

Deutsches Apotheken-Museum im Heidelberger Schloss

Schlosshof 1 · 69117 Heidelberg
Tel.: 0 62 21 / 2 58 80 · Fax: 0 62 21 / 18 17 62

Öffnungszeiten: Tägl. 10.00 – 17.30. Letzter Einlass um 17.10 Uhr

Eintrittspreis: Regulär: € 5,00. Ermäßigt: € 3,00 (Schwerbehinderte, Schüler, Studenten, Azubis)
Der Eintritt berechtigt zum Besuch des Deutschen Apotheken-Museums, des Schlossinnenhofes und des Großen Fasses.

Führungen: Nach telefonischer Voranmeldung.
Die maximale Gruppengröße beträgt 35 Personen. Gerne bieten wir für größere Gruppen zwei zeitgleiche Führungen an!

Giftmorde, Vergiftungen und Unfälle mit Gift in Frankfurt am Main in der Frühen Neuzeit

FRANKFURT AM MAIN (Konrad Schneider) | **Gifte waren im alten Frankfurt gängige Handelswaren und bei einigen Berufen im täglichen Gebrauch. Goldschmiede, Gürtler und Gelbgießer verwendeten Quecksilber zum Feuerversilbern und -vergolden mit Gold- und Silberamalgam. Im flüssigen Zustand ist Quecksilber ungiftig. Dagegen sind seine Dämpfe und löslichen Verbindungen sehr giftig, vor allem Quecksilber(II)sublimat (HgCl_2). Bestimmte Quecksilberverbindungen sind unter anderem auch antiseptisch und therapeutisch einsetzbar, unter anderem bei Geschlechtskrankheiten. Kennzeichen einer Quecksilbervergiftung sind Zittern, deutliche Veränderungen und Verfärbungen der Mundschleimhaut, heftige Beschwerden im Magen-Darm-Bereich, Veränderungen im Wesen sowie Nierenversagen.¹**

Die in Frankfurt häufig benutzten Gifte

Eine latente Quecksilbervergiftung gehörte zu den Berufskrankheiten der Hasenhaarschneiderinnen und -schneider, von denen es im 19. Jahrhundert im Frankfurter Raum viele gab. Hasen- und Kaninchenbälge wurden vor dem Lostrennen der Haare in einer Beize aus einer Quecksilber(II)nitratlösung [$\text{Hg}(\text{NO}_3)_2$] und ebenfalls giftigem Arsen(III)oxid oder Arsenik (As_2O_3) zum Lösen des Fettes, Öffnen der Haarschuppen und Aufräuhung der Haare getränkt, getrocknet und abgeschoren. Vielfach wurde die Hasenhaarschnei-

derei in Heimarbeit und dort meist von Frauen betrieben. Die chronische Quecksilbervergiftung war lange Zeit eine Berufskrankheit der Hasenhaarschneider, bis quecksilberfreie Beizen die giftigen Substanzen ersetzten.² Arsenik war ebenfalls ein verbreitetes Gift. 1766 vertrieb der aus der Schweiz stammende und in preußischen Diensten stehende Oberstleutnant Johann Peter von Gottrau gen. von Billens unter anderem roten und weißen Tombak, eine Messinglegierung mit hohem Kupferanteil. Als preußischer Offizier konnte Gottrau von den Frankfurter Behörden nicht belangt werden. Weißer Tombak wurde auch zum Vortäuschen von Silber benutzt, durch Behandeln von Kupfer mit Arsenik hergestellt und ist im Gegensatz zum Silber ungeschmeidig und spröde.³

Metallisches Arsen ist ungiftig und fällt mit seinen Verbindungen als Nebenprodukt bei der Gewinnung von Zinn, Zink, Gold und Silber reichlich an. Das hochgiftige Arsenik wird durch Rösten von Arsenkies gewonnen. Weißes Arsenik (auch Hüttenrauch) war ein beliebtes Rattengift, als Pulver im Handel und diente in verschiedenen metallurgischen Bereichen und als „Glasseife“ zur Herstellung farblosen Glases. Durch die Verbindung von weißem Arsenik mit unterschiedlichen Anteilen von Schwefel entsteht rotes Arsenik, roter Hüttenrauch oder Realgar, das oft zum Verstärken der Farbwirkungen von Farbpigmenten bei Öl- und Wasserfarben verwendet wurde. Realgar ist sehr instabil und zerfällt an der Luft unter Lichteinwirkung in gelbes Arsenik

oder Auripigment (As_2S_3) und weißes Arsenik (As_2O_3).

Arsenik ist ein seit der Antike beliebtes Gift, hat aber auch eine therapeutische Bedeutung und wurde als Medikament eingesetzt, manchmal jedoch mit schrecklichen Folgen. Bei akuten Arsenvergiftungen kommt es nach etwa zwei Stunden zu starken Bauchschmerzen, Übelkeit und auch zu blutigem Durchfall. In einigen Fällen können auch Erbrechen oder Wadenkrämpfe auftreten. Der Tod tritt meist durch Elektrolyt-, Protein- und Wasserverlust ein, der Schockzustände sowie Leber- und Nierenversagen auslösen kann.⁴ Quecksilber und einige seiner Verbindungen wie Quecksilber(II)sublimat waren ebenso wie Arsenik apothekenpflichtig. Die von einer Taxe für Medikamente begleitete Frankfurter Apothekenordnung von 1668 erlaubte Apothekern, Gift an ihnen bekannte Personen von gutem Leumund abzugeben, das diese für ihre Arbeit benötigten, nicht aber an deren Personal.⁵ Weil Gift oftmals an Dienstboten ausgehändigt wurde, erinnerte man 1753 noch einmal an diese Regelung. 1781 schrieb der Senat den Apothekern vor, Gifte nur gegen ärztliches Rezept abzugeben, während die Materialisten derartige Substanzen an Personen abgeben durften, die diese für ihr Gewerbe brauchten.⁶

In einem Frankfurter Fall kommt die „Spanische Fliege“ vor, die bis heute im zweifelhaften Ruf eines Aphrodisiakums steht, aber außerordentlich giftig ist. Die „Fliege“ ist eigentlich ein grüner Käfer aus der Familie der Ölkäfer von 9 bis 21mm Länge (*Lytta vesicatoria* L., auch Blasen- oder Pflasterkäfer), der in Mittel- und Südeuropa sowie Asien verbreitet ist. In Süd- und Südosteuropa, wo diese Käfer häufig vorkommen, wurden sie in der Morgenkühle von den Bäumen geschüttelt, mit Essig abgetötet, getrocknet und verkauft. Der Wirkstoff Cantharidin greift die inneren Organe des Menschen an und ist stark bis tödlich giftig, war lange als Aphrodisiakum bekannt und ist als Arzneistoff kaum noch in Gebrauch, im illegalen Handel jedoch erhältlich.⁷

Die Gifte und die
Frankfurter Apotheker

Die Verwendung und der Missbrauch von Giften führen in Frankfurts Apothekengeschichte. 1423 ist in Frankfurt eine Apotheke im eigentlichen Sinn belegt, um 1450 eine erste Arzneiliste. Ab 1462 standen die Apotheken unter der Fachaufsicht des Stadtphysikus. Insbesondere für die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts liegt eine gute und dichte Überlieferung zum Frankfurter Apotheken- und Medizinalwesen vor; 1461 wurde eine erste Arzneytaxe veröffentlicht, der weitere folgten. Im Jahr 1500 wurde das unter Aufsicht des Rates stehende Apothekenwesen mit einer Apothekenordnung, einem Apothekereid und einer Arzneimitteltaxe neu geordnet.⁸ Im 16. Jahrhundert kamen die Materialisten auf, die außer nicht apothekenpflichtigen Arzneimitteln unter anderem Chemikalien, Gewürze, Zucker, Kaffee, Farbhölzer und Farben aller Art vertrieben. Trotz mehrmaliger Ermahnungen verkauften die Materialisten, Gewürzhändler und Zuckerbäcker auch Arzneimittel. Die 1718 erneuerte Medizinalordnung von 1668 (Abb. 1) untersagte den Spezereihändlern und Zuckerbäckern ausdrücklich den Handel mit gemischten Arzneien nach ärztlichem Rezept.

1593 gab es in Frankfurt fünf Apotheken, zu Beginn des 17. Jahrhunderts nur noch drei, 1668 bestanden in Frankfurt fünf (ab 1797 sieben) Apotheken, die oft lange in der Hand derselben Familie waren:

1. Schwanenapotheke (ab 1423) Ecke Neue Kräme/Römerberg, 1634 bis 1815 Familie Saltzwedel
2. Kopfapotheke (ab 1435) am alten Markt, Familien Müller und Rühle (von Lilienstern)
3. Hirschapotheke am Dom (ab 1462) gegenüber der goldenen Waage, Familien Henrici, Leonhardi, Fresenius
4. Engelapotheke am Südeck der neuen Kräme gegenüber der Sandgasse, u. a. Familie Fresenius
5. Einhornapotheke an der Schnurgasse am Trierischem Hof

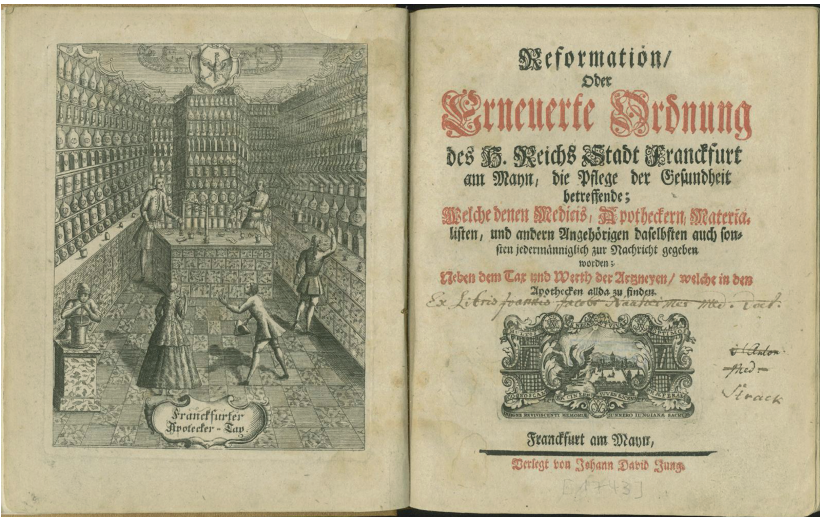


Abb. 1: Frankfurter Medizinalordnung von 1668

Zu den wichtigsten Arzneimitteln gehörten Theriak und Mithridat, die ab 1668 von den Materialisten nur in Mengen von einem Viertelpfund⁹ aufwärts verkauft werden durften. Beide hatten als Trägersubstanz Honig oder Latwerge (Pflaumenmus) und enthielten als Wirkstoffe in jedem Fall das schmerzlindernde Opium, aber auch spanischen Wein, Extrakte aus Heilpflanzen wie der Arnikawurzel, Gewürze und Chemikalien. Im 18. Jahrhundert ließ die Bedeutung dieser Universalheilmittel mit dem Aufsteigen der Naturwissenschaften nach.¹⁰ Die Apotheker handelten auch mit Drogeriewaren und zählten oft zu den erfolgreichen Materialisten. In Frankfurt entwickelten sich einige größere Handlungen wie die der Familie Leonhardi, die Ende des 18. Jahrhunderts in die mittelhessische Reichsritterschaft aufstieg und heute in Groß-Karben begütert ist. Ein weiterer bekannter Name ist Fresenius, heute ein Großunternehmen und früher Betreiber der Hirschapotheke.¹¹ Das Verhältnis von Apothekern und Materialisten war oft gespannt, nicht zuletzt wegen der Konkurrenz im Materialhandel. So beschwerte sich Apotheker Johann Wilhelm Müller aus der Kopfapotheke 1693 über den wohlhabenden Materialisten Johann Matthias Bansa († 1693), einen Apothekenlieferanten, der Rezepte nicht richtig lesen könne und nicht mischen dürfe, aber dennoch Medikamente herstelle. Bansa war je-

doch gelernter Apotheker und stellte unter anderem Theriak in größeren Mengen her.¹²

Die Gifte in den Kriminalakten

Die über 13.000 städtischen Kriminalakten enthalten einige interessante Fälle zur Anwendung von Gift oder giftigen Arzneien, auch zum Selbstmord, sowie Unfälle bei der Selbstmedikation und Vergiftungen bei der weitverbreiteten Quacksalberei.¹³ Während der Untersuchungshaft nahm der aus Rothenburg ob der Tauber stammende Goldschmied und als Falschmünzer verdächtige Hans Gensmeth 1598 Arsenik und starb. Sein Leichnam wurde in einem Fass in den Main geworfen.¹⁴ 1768 beendete die Witwe Maria Katharina Reuss ihr Leben durch Gift und gleichzeitiges Strangulieren im Bett. Eine Obduktion, die oft die Regel war (und medizinisch oft wertvolle Erkenntnisse liefert), fand nicht statt.¹⁵ 1788 versuchte sich der psychisch kranke Bader Georg Lorenz Rupp mit dem auch als Desinfektionsmittel verwendeten Quecksilbersublimat zu vergiften, als er sich mit dem Sublimat und Gummigutta¹⁶ betäuben wollte. Bei der Untersuchung klagte er über heftige Leib- und Gliederschmerzen sowie Blut im Stuhl, was als Zeichen einer erhöhten Dosis angesehen wurde. Wegen Alkoholismus und Suizidgefahr behandelte man ihn vorübergehend im Kasten-

hospital für psychisch Kranke. Der Materialist Ritter, der ihm die Präparate verkauft hatte, erhielt eine Geldstrafe.¹⁷ Ebenfalls von Ritter stammte eine kleine Menge Scheidewasser (Salpetersäure), mit der sich die 77-jährige Christina Sophia Reinhardt im Jahr 1792 das Leben nehmen wollte, weil sie ihre Miete nicht mehr bezahlen konnte. Sie wurde allerdings gerettet, weil die Konzentration schwach war.¹⁸ Quecksilbersublimat führte 1797 zum Tode der 24-jährigen Kaufmannsfrau Anna Elisabeth Fröderich, die es nach einem Streit mit ihrem Ehemann genommen hatte und trotz ärztlicher Bemühungen starb.¹⁹

Gifte in der Selbstmedikation und Unfälle mit Gift

Häufiger als Morde waren Unglücks- und Todesfälle mit selbst verabreichten Arzneien oder auch durch Quacksalber. Als nach 1734 gegen den aus Sonnenborn in Thüringen stammenden Arzt Dr. Michael Göring und den Parfumeur Karl Friedrich Pauli wegen Giftmischerei ermittelt wurde und sich Göring in der Untersuchungshaft mit einem Federmesser die Pulsadern öffnen wollte, ergab eine Hausdurchsuchung bei Pauli zwei Päckchen mit Lackmus und mit einem weißen Pulver, das sich als schlechte Kreide herausstellte, denn Pauli, der anschließend aus der Stadt ausgewiesen wurde, hatte mit Kreide experimentiert.²⁰ Als der 24-jährige Steinmetzgeselle Christian Gottlob Hermann im Jahr 1742 plötzlich nach Erbrechen und Durchfall verstarb, wurde der Leichnam obduziert und Arsenik gefunden. Hermann war an einem arsenikhaltigen Klistier gestorben, das ihm der 69-jährige Wachstuchmacher und Schirmflicker Anton Will verabreicht hatte, der seine Kenntnisse bei einem preußischen Feldscher erworben hatte und bereits wegen Quacksalberei verwarnet worden war. Sein tödliches Klistier enthielt Salz, Rosmarin, das tropische Farbholz Fernambuk²¹ und Arsenik. Nach der Beschlagnahme seiner Präparate wies man Will auf Lebenszeit aus der Stadt.²² Als der

Kürschner Johann Ludwig Rückert 1759 eine geringe Dosis Arsenik einnahm, die er bei einem Materialisten gekauft hatte, um seine Kopf- und Gliederschmerzen zu lindern, wurde er tot mit Schaum vor dem Mund aufgefunden.²³ Ähnlich tragisch endete die Behandlung eines bösartigen Ausschlags, des „Erb-Grinds“, bei zwei Schwestern im Alter von zehn und fünfzehn Jahren in der Obermühle im Frankfurter Dorf Nieder-Erlenbach. Die Ursache des Todes der älteren Schwester, die mit Schaum vor dem Mund gestorben war, war eine Salbe der Witwe Maria Katharina Horn, die nach der Anwendung auf dem Kopf zu heftigen Schmerzen führte. Bei der Leichenschau fielen Schwellungen der Kopfhaut bei der überlebenden Schwester auf. Die Obduktion der älteren ergab, dass sie völlig gesund war und die Salbe aus scharfen Zutaten zum Tod geführt haben musste. Beim Verfahren wegen Quacksalberei stellte sich heraus, dass die tödliche Salbe aus ungelöschtem Kalk, Schießpulver, Auripigment oder gelbem Arsenik, gemahlenen Schneckenhäusern und Eisenblut oder Crocus Martis (Eisensaffran, aus Eisenfeilspänen und Schwefel zum Polieren von Werkzeug hergestellt)²⁴ bestand. Die Substanz stammte aus der Einhorn-Apotheke in Frankfurt, deren Apotheker zusagte, der Witwe Horn derartige Dinge nicht mehr zu verkaufen.²⁵ Ein ähnlicher Fall wurde von 1780 bis 1784 vor dem Verhöramt verhandelt, als die Soldatenfrau Antonetta Elisabetha Müller unerlaubterweise Geschlechts- und andere Krankheiten behandelte und zwei ihrer Patienten starben. Bei der Hausdurchsuchung fand man eine kleine Apotheke mit Wurzeln, Kräutern, Samen, Ölen, Balsam und anderen Dingen in Töpfen und Gläsern, die größtenteils alt und verdorben waren. Sie versicherte, außer einer Basilikumsalbe nichts angewandt zu haben, auch keine Quecksilberpräparate, wie bei Geschlechtskrankheiten üblich. Physikus Dr. Pettmann bemerkte, es gäbe keine Quacksalber, wenn diese sich nicht bequem in Apotheken oder bei Materialisten mit den

notwendigen Substanzen versorgen könnten. 1787 beklagte die Quacksalberin einen weiteren toten Patienten und wurde nach einer Gefängnisstrafe verwarnet, sich der Quacksalberei zu enthalten.²⁶ Als im Jahr 1792 die 31-jährige Kaufmannsfrau Anna Maria Guaita ihre Zahnschmerzen mit Opium betäuben wollte, zog sie sich eine tödliche Vergiftung zu. Ihre Magd war zunächst in der Schwanenapotheke abgewiesen worden, hatte aber zwei Lot Opium (30 g) beim Materialisten Ettlinger erhalten.²⁷ Hertz Löser aus Niederursel wurde 1788 wegen einer Schachtel mit einem verdächtigen Pulver in Briefchen festgenommen und sagte aus, vom Handel und von Besorgungen zu leben. Physikus Dr. Pettmann und Apotheker Salzwedel stellten fest, dass das Pulver aus Salpeter, Arsenik und etwas Zinnober bestand und die Portionen zum Einnehmen für Menschen bestimmt waren. Da es als Rattengift zu schwach war, hätte es vermutlich als angebliches Aphrodisiakum verwendet werden können. Hertz Löser hatte beim Kaufmann Schedel in der Alten Gasse Altpapier und alte Buchdeckel gekauft und die Schachtel als Dreingabe erhalten, die er behalten, aber deren Inhalt er auf die Gasse geworfen habe.²⁸ Als die 17-jährige Maria Ursula Schmidt, die beim Weingärtner Johann Philipp Schmidt als Magd diente, 1793 dessen sechsjährigem Sohn eine Messerspitze roten Pulvers gab, das sie als Kinderpulver erhalten hatte, starb das Kind trotz ärztlicher Bemühungen. Die Obduktion ergab allerdings eine Infektion und keine Vergiftung als Todesursache. Das von einem Materialisten bezogene Pulver war stark giftiges rotes Präzipitat oder Quecksilber(II) Oxid (HgO), das als Beruhigungsmittel für Kinder jedoch üblich war, aber auch als Beizmittel verwendet wurde.²⁹ Als die vier Kinder von Balthasar Streng aus Sachsenhausen 1781 auf der Straße ein weißes Pulver fanden, hielten sie es für Zucker, streuten es auf ihr Brot und aßen davon. Alle bekamen heftige Leibschmerzen, star-

ken Durchfall und erbrachen sich, zwei von ihnen starben. Bei der Obduktion wurde Arsenik festgestellt. Die Kinder waren an mit Zucker und Mehl vermischem Rattengift gestorben, dessen Herkunft nicht ermittelt werden konnte.³⁰ Im Gegensatz dazu hatten der Kattunglätter Georg Jakob Debus, seine Frau und seine Magd Glück, als ihnen ein Rübengericht nicht bekam und sie sich erbrachen. Eine Untersuchung des Erbrochenen und der Rüben in der Schwanenapotheke ergab eine erhebliche Menge Arsenik, das auch in einem Topf mit Kochmehl in der Küche nachgewiesen wurde. Es gelang nicht, die Herkunft des Giftes aufzuklären.³¹

Die Frankfurter Giftmorde

Neben den Selbstmorden und Vergiftungen durch falsche Behandlung gab es durchaus eine Reihe von Giftmorden und -anschlägen. Am 1. August 1600 wurde in Frankfurt der Schnürmacher³² Wolf Theiß hingerichtet, nachdem er zwei eigene Kinder ermordet hatte. Der unmittelbare Anlass der Verurteilung war eine Tochter, die er bei Hanau erschlagen und verscharrt hatte. Erschwerend kam hinzu, dass er ein weiteres Kind mit Quecksilber im Brei vergiftet hatte. Die Hinrichtung vollstreckte der Scharfrichter mit der von der Peinlichen Halsgerichtsordnung von 1532 vorgeschriebenen Härte: Nach zweimaligem Zwicken mit glühenden Zangen wurde er am Galgen gerädert.³³

1619 beschuldigte der Bender³⁴ Peter Stetter seine zeitweise in Liederbach als Prostituierte tätig gewesene Frau Anna, ihm Quecksilber in die Krautsuppe gerührt zu haben, um ihn zu vergiften. Der Vergiftete wurde mit „einem guten Theriak“ behandelt und seine Frau nach einer Prügelstrafe aus der Stadt gewiesen.³⁵ Eine vergiftete Suppe war auch 1637 Gegenstand eines Strafverfahrens gegen Elisabeth Schütz, Ehefrau des Schneiders Peter Schütz. Ihr wurden Diebstahl, Hehlelei und zwei Morde vorgeworfen, ebenso ein Mordanschlag auf ihren Ehemann mit vergifteter Rübensuppe.

Trotz Hinweisen auf ein weißes Pulver und trotz der Folter mit Beinschrauben gestand sie nicht.³⁶ Am 25. August 1638 wurde die Bürgerswitwe Barbara Maul enthauptet, weil sie 16 Jahre zuvor im Alter von 15 Jahren ihren damals dreijährigen Stiefsohn mit Mäuspulver vergiftet hatte, der nach dem Tod einen schwarzen und aufgedunsenen Bauch aufwies. Nach der Halsgerichtsordnung hätte sie zuvor mit glühenden Zangen gefoltert und dann entweder ertränkt, lebendig begraben oder gepfählt werden müssen. Weil sie jedoch Bürgerin und geständig war, wurde sie ohne weitere Folter enthauptet und am Galgen an der Galluswarte westlich vor der Stadt begraben.³⁷

Zwei Jahre später kam der Soldat Johann Fleck wegen eines Giftanschlags auf seine Ehefrau Anna Margaretha, die die Scheidung wollte, in Haft. Die beiden lebten im Streit, zu dem der hingerichtete Vater der Ehefrau wahrscheinlich den Anlass gab. Der Grund der Verhaftung war die als Aphrodisiakum bekannte „Spanische Fliege“. Fleck gestand, in der Einhorn-Apotheke drei spanische Fliegen für vier Gulden erhalten zu haben. Dort habe man ihn nicht nach dem Grund für den Kauf gefragt, der darin lag, dass er sich nach einem Rat seines Hauswirts seine Frau zu Willen machen wollte. Dazu riss er einem der getrockneten Käfer den Kopf ab und mischte ihn ihr ins Kraut, mit dem Ergebnis, dass sie ihrer Aussage nach krank wurde, seiner Aussage zufolge jedoch nicht. Schließlich wurde er nach dem 30. Juli 1640 aus der Haft entlassen; und man ermahnte beide Eheleute, zukünftig in Frieden miteinander zu leben.³⁸ Im Jahr 1650 starben im Abstand von 14 Tagen der Hosenstricker (Anfertiger von gestrickten Wollhosen) Nikolaus Kunzmann und ein 18-jähriger Geselle an einer verdächtigen Gerstensuppe, der auch der Hund beim Auslecken seines Napfes zum Opfer fiel. Allerdings hatten auch die Ehefrau Magdalena Kunzmann, ihre drei Kinder und weitere Gesellen von der Suppe gegessen. Bei der Leichenschau und der Obduktion ergab sich, dass die Lunge schwarz und entzündet war,

dies aber nicht unbedingt das Ergebnis einer Vergiftung sein musste.

Auch die Magengegend und die Leber wichen vom üblichen Bild ab. Die Ehefrau wurde verdächtigt und wiederholt befragt, zuletzt im Angesicht der Folterwerkzeuge. Die Ehe war offensichtlich völlig zerrüttet. Ein Zeuge berichtete nichts Gutes über sie, die Frau sei „ein böses Stück Fleisch“, nie zufrieden, jeden Tag betrunken und habe ihren Mann verflucht. Er habe sie hingegen wiederholt geschlagen und stets getrunken, besonders bei der Hure Apollonia im Roten Bären. Magdalena Kunzmann war dem Druck der Vernehmung nicht gewachsen und erhängte sich am Morgen des 14. Februars 1651 in ihrem Gefängnis im Bornheimer Turm an einer Haarschnur.³⁹ Der 29-jährige Oberräder Einwohner Johann Georg Paul starb am 30. Januar 1672 plötzlich, nachdem er von einem Umtrunk bei seinem Schwager nach Hause gekommen war. Zunächst habe er um sich geschlagen und gewütet und sei anschließend zu Bett gegangen. Die Obduktion an Ort und Stelle ergab eine stark vereiterte Lunge sowie angegriffene Leber, Milz, Zwerchfell und Niere, erbrachte aber keinen Nachweis, ob Paul vergiftet worden war.⁴⁰ Nach dem Tod ihres Kindes wurde die aus Katzenelnbogen stammende Magd Maria Katharina Stengel im Jahr 1765 wegen Giftmischerei vernommen. Das Mädchen von 1¼ Jahren war an einem von der Mutter hergestellten „Kräutertrunk“ verstorben. Obwohl die Obduktion keinen greifbaren Befund ergab, wurde die Mutter ausgewiesen.⁴¹ In den Jahren 1758/60 wurde gegen Elisabeth Herrlich wegen des Verdachts verhandelt, ihren Ehemann mit einer mit „Fliegen-gift“ präparierten Suppe vergiften zu wollen. Das verdächtige Pulver in der Suppe stellte sich als „schwäbischer Ross-Schwefel“ heraus, der als Rückstand beim Raffinieren von Schwefel als schlechteste Schwefelsorte im Handel war und bei Viehkrankheiten wie der Räude von Pferden eingesetzt wurde.⁴² Der Kaufmann Johann Daniel Leonhardi wurde 1778 für sechs Monate ausgewiesen, weil er versucht hatte,



Abb. 2: Roter Arsenik, 1798 im Kaffee verabreicht

seine Ehefrau mit Schokoladenkuchen zu vergiften, der „Bleizucker“ oder Blei(II)-acetat $[Pb(CH_3COO)_2]$ enthielt, ebenso mit Morsellen, einem Gewürzkonfekt aus Zucker, Mandeln, Nüssen und Gewürzen.⁴³ Die behandelnden Ärzte brachten die Frau zum Erbrechen; Leonhardi floh zunächst, konnte dann aber dingfest gemacht werden.⁴⁴ Um Weihnachten 1790 zeigten die beiden Prostituierten Susanne Heinzler und Katharina Habicht an, nach dem Genuss von „Mandelmilch“ ein heftiges Schneiden im Leib verspürt zu haben. Das als Mandelmilch bezeichnete, aus einem Schoppen Wasser und einem Esslöffel „Syrop d’orgade“, einem Mandelsirup aus süßen und bitteren Mandeln und Zucker⁴⁵ bestehende Getränk stammte vom Zuckerbäcker Pohn auf der Zeil. Nach der Einnahme ging Susanne Heinzler in die Ad-

lerapotheke und erhielt ein Brechmittel aus Gummi arabicum, Leinöl, Milch und Wasser. Die Untersuchung ergab eine nicht lebensgefährliche Menge von Quecksilbersublimat. Als Täter konnte der städtische Soldat und ehemalige Tanzmeister Ludwig Heinrich Eichenauer überführt werden, dessen Motiv verschmähte Liebe war. Er wurde wegen Quacksalberei mit zweijähriger Zwangsarbeit auf den städtischen Befestigungsanlagen bestraft. Zwei Apothekergesellen, von denen das Quecksilbersublimat stammte, wurden ebenfalls belangt.⁴⁶ Zwei Jahre später zeigte der Tuchbereitermeister⁴⁷ Traugott Seidel seinen Schwiegersohn Johann Christian Buttig an, der ihn mit einem roten Pulver im Kaffee habe vergiften wollen. Seidel fand das Pulver auf dem Boden seines Koppchens⁴⁸ und erhielt ein

Brechmittel. Die folgenden Untersuchungen durch Apotheker Saltzweil in der Schwanenapotheke ergaben Realgar oder „Rauschgelb“, hergestellt aus vier Teilen Arsenik und einem Teil Schwefel, die mit Sand gestreckt waren. Zwei Proben davon liegen heute noch in der Untersuchungsakte (Abb. 2). Roter Arsenik war nicht apothekenpflichtig, sondern bei Materialisten als Farbverstärker zu haben. Buttig, der auch einen Lehrling misshandelt hatte, wurde am 22. Dezember 1791 wegen Wahnsinns ins Kastenhospital eingeliefert. Später wurden Seidel und Buttig ermahnt, in Zukunft friedlich miteinander umzugehen.⁴⁹

Zusammenfassung

Die Akten um Delikte und Unfälle mit Gift im Institut für Stadtgeschichte enthalten eine Reihe von interessanten Fällen, darunter auch einige Morde, und geben über die Obduktion von Giftopfern weitere wertvolle Aufschlüsse. Die giftigen Substanzen stammten in der Regel aus dem Handel und wurden ohne Schwierigkeiten von Apotheken und Materialisten bezogen.

Anmerkungen

1 Gisela Wurm: Kleine Giftkunde. 5. Aufl. Frankfurt a. M. 1996, S. 63 – 65.
2 Karl Laun: Die Hasenhaarschneiderei – ein vergessener Beruf. Kelsterbach 1985; Johannes Heide: Die Hasenhaarschneiderei und die Fellzurichterei. In: Johannes Arndt: Die Heimarbeit im rhein-mainischen Wirtschaftsgebiet. Jena 1909, S. 336 – 364.
3 Institut für Stadtgeschichte (künftig: ISG), Rechner vor 816, 884; zum Arsenik: Johann Georg Krünitz: Oekonomische Encyclopädie. Bd. 2. 2. Aufl. Berlin 1782, S. 456 – 461.
4 Johann Christian Schedel: Neues und vollständiges Waaren-Lexicon. 2 Bde. Leipzig 1830. Bd. 1, S. 52 – 54, Bd. 2, S. 241, 249; für heute s. Ernst Mutschler/Gerd Geisslinger (u. a.): Arzneimittelnebenwirkungen. Lehrbuch der Pharmakologie und Toxikologie. 9. Aufl. Stuttgart 2008, S. 10123f., vgl. auch Ulrich Meyer: „Zur weiteren Anwendung dürfte Grund vorhanden sein“ – Arsen auf dem Weg vom Mordgift zum Leukämie-Therapeutikum. In: Arzneimittelkarrieren. Zur wechselvollen Geschichte ausgewählter Medikamente. Die Vorträge der Pharmaziehistorischen Biennale in Husum vom 25. bis 28. April 2008. Hrsg. v. Christoph Friedrich u. Wolf-Dieter Müller-Jahncke. Stuttgart 2009, S. 93 – 110.

- 5 Reformation oder Erneuerte Ordnung des H[eiligen] Reichs Stadt Franckfurt am Mayn, die Pflege der Gesundheit betreffende [...]. Frankfurt 1668, S. 13 – 15, 42.
- 6 ISG, Ratsverordnungen vom 13. Dezember 1753 und 13. Dezember 1781.
- 7 Schedel [wie Anm. 4], 2, S. 411 f.; Hagers Handbuch der Pharmazeutischen Praxis. 5. Aufl. Hrsg. v. E. v. Bruchhausen [u. a.]. Berlin 1998 (5. Aufl.), S. 730 – 737; s. Mutscherler [wie Anm. 4], S. 1021 f.: Zur Toxikologie des Quecksilbers.
- 8 Peter Rittershausen: Studien zur Geschichte des älteren Apothekenwesens der Freien Reichsstadt Frankfurt von den Anfängen bis zum Jahre 1500. Nat. wiss. Diss. Marburg 1970; s. auch ISG, Bestand Sanitätsamt.
- 9 1 Pfund Apothekergewicht = 358 g = 12 Unzen zu je 2 Lot, vgl. Georg Kaspar Chelius: Vergleichung sämtlicher Maasse und Gewichte der Handelsstadt Frankfurt am Main. Frankfurt 1808, S. 91 – 94.
- 10 Harry Gerber: Der Theriakhandel im alten Frankfurt. In: Alt-Frankfurt, 3 (1930), S. 135 – 141; ein Rezept: ISG, Medicinalia 215, Druck von 1690.
- 11 Alexander Dietz: Frankfurter Handelsgeschichte. Bd. 4,1. Frankfurt 1925, S. 56 – 56, Bd. 4,2. Frankfurt 1925, S. 566 – 585; Wilhelm Kallmorgen: Siebenhundert Jahre Heilkunde in Frankfurt am Main. Frankfurt 1936, S. 42 f., 61 – 65; Helga Güttler / Kurt Jochen Wieckert (Hrsg.): Die Einhorn-Apotheke zu Frankfurt am Main 1637 – 1987. Frankfurt 1988; zur Familie Fresenius s. Susanne Poth: Carl Remigius Fresenius. Wegbereiter der analytischen Chemie. Stuttgart 2006.
- 12 ISG, Ratssupplikationen 1693 I, fol. 213 – 214; s. Gerber [wie Anm. 10]; zu Bansa: s. Dietz [wie Anm. 11]. Bd. 4,1, S. 56, Bd. 4,2, S. 570.
- 13 Konrad Schneider: Aus Frankfurts krimineller Vergangenheit. Criminalia als Quelle der Sozial- und Alltagsgeschichte. In: Evelyn Brockhoff (Hrsg.): Das Institut für Stadtgeschichte. Seit 1436 das Gedächtnis Frankfurts. Frankfurt 2013, S. 108 – 117.
- 14 ISG, Criminalia, 365.
- 15 ISG, Criminalia, 8.357.
- 16 Leicht giftiger und auch als Abführmittel verwendbarer natürlicher Gummi aus Pflanzensäften, s. Schedel [wie Anm. 4]. Bd. 1., S. 433.
- 17 ISG, Criminalia, 9.790; zum Kastenhospital s. Dagmar Braum: Vom Tollhaus zum Kastenhospital. Ein Beitrag zur Geschichte der Psychiatrie in Frankfurt am Main. Hildesheim 1986.
- 18 ISG, Criminalia, 10.137. Scheidewasser diente unter anderem zum Scheiden von Gold und Silber und war damit eine geläufige Chemikalie.
- 19 ISG, Criminalia, 10.437.
- 20 ISG, Criminalia, 4.270.
- 21 Teuerste Sorte Farbholz aus Brasilien, schwer und hart, benannt nach Pernambuco, heute Recife, gibt eine schöne rote, aber nicht beständige Farbe, s. Schedel [wie Anm. 4]. Bd. 1, S. 347.
- 22 ISG, Criminalia, 5.456.
- 23 ISG, Criminalia, 7.547.
- 24 Schedel [wie Anm. 4]. Bd. 1, S. 257.
- 25 ISG, Criminalia, 7.997.
- 26 ISG, Criminalia, 9.418, 9.735.
- 27 ISG, Criminalia, 10.119.
- 28 ISG, Criminalia, 9.817.
- 29 ISG, Criminalia, 10.244.
- 30 ISG, Criminalia, 9.238.
- 31 ISG, Criminalia, 10.249.
- 32 Posamentierer oder Tressenmacher
- 33 ISG, Criminalia, 398; 13.156 (Strafenbuch), fol. 63'; zum entsprechenden Paragraphen in der Peinlichen Halsgerichtsordnung s. Neue vollständigere Sammlung der Reichsabschiede. Bd. 1. Frankfurt 1747, S. 386 f., Art. 130f., (Giftmörder und Kindesmörderinnen); s. a. Erika Eikermann: Heilende Frauen und Giftmischerinnen – eine pharmazie-historische Studie aus forensisch-toxikologischer Sicht. Med. Diss. Bonn 2004.
- 34 Auch Böttcher, Fassbinder oder Küfer.
- 35 ISG, Criminalia, 833, 841, 13.156 (Strafenbuch), fol. 116.
- 36 ISG, Criminalia, 1.023.
- 37 ISG, Criminalia, 1.031, 13.156, fol. 141.
- 38 ISG, Criminalia, 1.047.
- 39 ISG, Criminalia, 1.120, 13.156, fol. 149'.
- 40 ISG, Criminalia, 1.390, 1.397.
- 41 ISG, Criminalia, 8.155.
- 42 ISG, Criminalia, 7.554; s. Schedel [wie Anm. 4]. Bd. 1, S. 148 (Bleizucker), Bd. 2, S. 357 – 359 (Morsellen).
- 43 Schedel [wie Anm. 4]. Bd. 2, S. 61 f.
- 44 ISG, Criminalia, 9.033.
- 45 Rezept auf der niederländisch-surinamischen Website "www.culturu.com": 250 gemahlene süße und 100 g gemahlene bittere Mandeln, 2,5 kg Zucker und 1,5 Liter Wasser mischen, kochen, abkühlen lassen und abfüllen, auch „Orgeat“ genannt von frz. Orge = Gerste, einem ursprünglichen Bestandteil.
- 46 ISG, Criminalia, 10.014.
- 47 Tuchbereiter verschafften gewebten und gewalkten Tuchen durch Rauhen, Scheren und Pressen ein abschließendes Aussehen.
- 48 Tasse ohne Henkel.
- 49 ISG, Criminalia, 10.130.

Fotos: Institut für Stadtgeschichte Frankfurt a. M.

Anschrift des Verfassers

Dr. Konrad Schneider
Institut für Stadtgeschichte Frankfurt a. M.
E-Mail: konrad.schneider@stadt-frankfurt.de

Ein Brief des Apothekers Émile Coué an den Herzog von Portland

MAINZ (Klaus Mayer) | Der Apotheker **Émile Coué** begründete mit seiner Methode der „Selbstbemeisterung durch bewusste Autosuggestion“ ein psychisches Heilverfahren, das in den 1920er-Jahren weltweite Popularität erlangte.¹ Obwohl vorrangig als Laienverfahren eingestuft, fand die Methode auch ärztliche Fürsprecher und wurde mitunter sogar an klinischen Einrichtungen ausgeübt.² Bei Recherchen zur Coué-Rezeption in Deutschland fand sich in einer Privatsammlung zur Historie eines Sanatoriums in Blankenburg (Harz) die Kopie eines von Émile Coué verfassten Briefes, der an den Herzog von Portland gerichtet war und sich auf ein Hilfswerk zum Wiederaufbau der im Ersten Weltkrieg zerstörten Kathedrale von Reims bezog. Dieser Brief wird hier nun vorgestellt; Anlass und Begleitumstände werden vor ihrem zeitgeschichtlichen Hintergrund kommentiert.

Der Mediziner Dr. Karl Strünckmann (1872 – 1953) leitete von 1926 bis 1936 das aus einer psychiatrischen Klinik hervorgegangene „Sanatorium Dr. Strünckmann Blankenburg“. Die Kuranstalt „für physikalisch-diätetische Heilweise unter weitgehendster Berücksichtigung psychotherapeutischer Hilfsmittel“ war nach Eigenangabe die erste Klinik in Deutschland, in der die Coué'sche Methode unter ärztlicher Anleitung praktiziert wurde.³ Nach dem Zweiten Weltkrieg vorübergehend als Lungenheilstätte genutzt, entstand dort in den 1950er-Jahren erneut eine nervenheilkundliche Einrichtung, aus der die heutige Klinik für Psychiatrie, Psychotherapie und Psychosomatik

Blankenburg des Harzklinikums Dorothea Christiane Erxleben hervorging. Die vom derzeitigen Leiter der Klinik angelegte Sammlung zur Geschichte der Blankenburger Anstalt umfasst vor allem Literatur und Dokumente zum Wirken von Karl Strünck-



Abb. 1: Émile Coué, ca. 1925

mann, einem Anhänger der Naturheil- und Lebensreformbewegung. Als „Völkischer“ propagierte Strünckmann in den 1920er-Jahren eine die Grenzen der sogenannten Schulmedizin überschreitende deutsche Heilkunst, womit er das nationalsozialistische Konzept der „Neuen Deutschen Heilkunde“ bereits vorwegnahm.⁴ Strünckmann, der vor dem Ersten Weltkrieg als junger Arzt an einem Sanatorium in der Nähe von Sankt Gallen tätig war, lernte die in der Deutschschweiz schon frühzeitig populäre Coué'sche Methode wahrscheinlich über dorthin fortbestehende Beziehungen kennen und stellte sie in einer Vielzahl von Beiträgen, die in den Zeitschriften einer schillernden alternativmedizinischen

Szene erschienen, einem breiten Publikum vor.⁵ Bei der Sichtung der Blankenburger Sammlung wurde die Fotokopie eines Briefes von Émile Coué an den Herzog von Portland entdeckt, die dem Angebotsschreiben eines Antiquars beilag. Das Original des knappen, eine Seite umfassenden Briefes ist auch heute noch im Besitz des Händlers, der ihn aus den Beständen seines Vaters übernahm. Wie der Brief seinen Weg nach Deutschland fand, ließ sich nicht in Erfahrung bringen. Von Émile Coué (1857 – 1926) (Abb. 1) ist bekannt, dass er eine umfangreiche Korrespondenz mit Heilung suchenden und an seiner Lehre interessierten Personen führte, die, soweit noch vorhanden, weitgehend in privater Hand liegt. Veröffentlicht wurde lediglich eine graphologisch ausgewertete Schriftprobe in einem Sammelband zur Würdigung seines Lebenswerks sowie ein Faksimile-Brief und weitere Korrespondenz, die er mit Germaine Bourg, einer Anhängerin seiner Lehre, führte.⁶ Über das Internet zugänglich ist ein kurzes, auf Englisch verfasstes Antwortschreiben auf eine Patienten Anfrage, das sich im Bestand der Universität Uppsala befindet.⁷ Der hier vorgestellte Brief, dessen Text und deutsche Übersetzung wiedergegeben sind, gehört somit zu den raren Originalquellen, mit denen Coué einen Einblick in sein Wirken gibt (Abb. 2 a). Der Umschlag des Briefes trägt den Poststempel vom 15. Dezember 1923 (Abb. 2 b), während im Schreiben selbst – irrtümlich, wie sich zeigen wird – der 15. Oktober angegeben ist. Als Absender fungiert die „Société lorraine de psychologie appliquée“ (Lothringische Gesellschaft für angewandte Psychologie), deren Sitz mit Coués Wohnsitz im lothringischen Nancy identisch war, und die eine Zeitschrift, das *Bulletin de la Société lorraine de psychologie appliquée*, zur Propagierung der Coué'schen Methode herausgab.⁸ Coué, der den Apothekerberuf vor dem Ersten Weltkrieg aufgegeben hatte, um sich ganz dem von ihm begründeten psychischen Heilverfahren der „bewussten Autosuggestion“ zu widmen, war zu Beginn der 1920er-Jahre

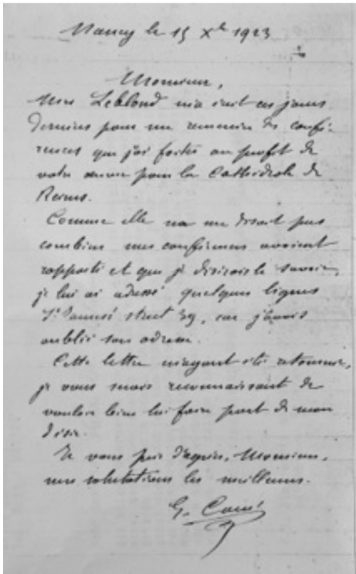


Abb. 2 a und b: Brief und Briefumschlag des Schreibens von Émile Coué an den Herzog von Portland

bereits eine weit über sein lothringisches Umfeld hinaus bekannte Persönlichkeit; seine Anhängerschaft reichte bis in englische Adelskreise. Im *Bulletin de la Société lorraine de psychologie appliquée* wird für das Jahr 1921 berichtet, von all den im In- und Ausland gegebenen Vorträgen seien die in London gehaltenen der größte Erfolg gewesen. Auf Bitte der Gattin des französischen Botschafters sei er erneut nach London gereist, um an einer Wohltätigkeitsveranstaltung teilzunehmen. Im Anschluss daran habe er drei Privatvorträge für die Gäste von Lady Beatty gegeben.⁹ Deren Gatte, David Beatty, Erster Lord der Britischen Admiralität, gehörte zu den Ehrenmitgliedern, mit denen sich die Lothringische Gesellschaft für angewandte Psychologie schmückte.¹⁰ Vor diesem Hintergrund muss es nicht verwundern, dass Coué mit Vertretern des britischen Hochadels in Korrespondenz stand.

Anschrift
To His Grace the Duke of Portland
St. James's street 39
London
Angleterre

Brieftext
Nancy le 15 X^{bre} 1923

Monsieur,
Mrs Leblond [Le Blond] m'a écrit ces jours derniers pour me remercier des conférences que j'ai faites au profit de votre œuvre pour la Cathédrale de Reims.
Comme elle ne me disait pas combien mes conférences avaient rapporté et que je désirais le savoir, je lui ai adressé quelques lignes St. James's street 39, car j'avais oublié son adresse.

Cette lettre m'ayant été retournée, je vous serais reconnaissant de vouloir bien lui faire part de mon désir.
Je vous prie d'agréer, Monsieur, mes salutations les meilleures.
E. Coué

Seiner Hoheit Herzog von Portland
St. James's street 39
London
England

Nancy, den 15. X. 1923

Monsieur,
Mrs. Leblond [Le Blond] schrieb mir dieser Tage, um mir für die Vorträge, die ich zugunsten Ihres Werkes für die Kathedrale von Reims gehalten habe, zu danken.
Da sie mir nicht sagte, wie viel meine Vorträge eingebracht haben und ich es gern wüsste, habe ich einige Zeilen an sie mit Anschrift St. James's street 39 gerichtet, weil ich ihre Adresse vergessen habe.
Da dieser Brief an mich zurückgesandt wurde, wäre ich Ihnen dankbar, wenn Sie ihr mein Anliegen mitteilen wollten.
Mit dem Ausdruck vorzüglicher Hochachtung bin ich mit besten Grüßen
E. Coué

Text und Übersetzung des Briefes von Émile Coué an den Herzog von Portland.

Der als Adressat des aufgefundenen Briefes angegebene Duke of Portland ist William Cavendish-Bentinck (1857 – 1943), mit vollem Namen William John Arthur Charles James Cavendish-Bentinck, 6. Herzog von Portland, der verschiedene militärische und politische Ämter ausfüllte und als Konservativer Mitglied des Oberhauses war (Abb. 3). Coué, der die Einnahmen aus seinen Vorträgen zugunsten der Kathedrale von Reims in Erfah-



Abb. 3: William J.A.C. Cavendish-Bentinck, 6. Herzog von Portland, 1912

rung bringen wollte, wandte sich an ihn mit der Bitte, er möge sein Anliegen Mrs. Le Blond, deren Anschrift ihm entfallen war, zur Kenntnis bringen.
Mrs. Le Blond (1860 oder 1861 – 1934), geboren als Elizabeth Alice Frances Hawkins-Whitshed, war Tochter von Sir St. Vincent Bentinck Hawkins-Whitshed, 3. Baronet von Killincarrick, und verwandt mit den Herzögen von Portland. Sie war dreimal verheiratet (die beiden ersten Ehemänner verstarben früh) und trug seit 1900 nach ihrem letzten Gatten den Namen (Aubrey) Le Blond (Abb. 4). Viktorianisch geprägt, elegant und statusbewusst, war sie zugleich ehrgeizig und leidenschaftlich in der Verfolgung ihrer aus den geltenden Konventionen ausbrechenden Vorlieben. Dazu gehörten das Hochgebirge und der Alpinismus. Zwanzig Erstbesteigungen gelangen ihr, sie gründete den „Ladies' Alpine Club“ und legte ihre Erfahrungen in Büchern nieder. Die Begeisterung für die Berge führte sie zur Fotografie, und so wurde sie zu einer anerkannten Landschafts- und Sportfotografin



Abb. 4: Elizabeth Aubrey Le Blond, hier noch unter dem Namen ihres ersten Ehemannes Fred Burnaby, ca. 1883

und zu einer Pionierin des Films. Nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs meldete sie sich zum freiwilligen Lazarettendienst in Frankreich. 1916 nach London zurückgekehrt, engagierte sie sich in Hilfswerken für die Kriegsoffer und war erfolgreich im „Fundraising“, wozu sie als Mitglied der Upperclass prädestiniert war.¹¹ Die Kathedrale von Reims, Inbegriff französischer Gotik und französisches Nationalheiligtum, wurde im Herbst 1914 von deutschen Truppen unter Beschuss genommen und schwer beschädigt; der weitere Kriegsverlauf setzte das Zerstörungswerk fort (Abb. 5). Als Antwort auf das weltweit mit Entsetzen aufgenommene Geschehen entstanden schon bald nach Kriegsende in verschiedenen neutralen und alliierten Staaten Unterstützungskomitees zum Wiederaufbau der Kathedrale. Bei dem in Coués Brief erwähnten Hilfswerk handelte es sich um den „British Empire Fund for the Restoration of Rheims Cathedral“. Mrs. Aubrey Le Blond, die sich nach einer „Pilgerfahrt“ zu den Schlachtfeldern Nordfrankreichs und Flanderns für die Gründung des Hilfsfonds eingesetzt hatte, wurde als Honorarsekretärin (honorary secretary) mit der ehrenamtlichen Leitung betraut. In ihren Lebenserinnerungen schrieb sie, dass bis zur Schließung des Fonds ihr ganzer Einsatz dieser Aufgabe galt. Dabei habe sie in bewundernswerter Weise Unterstützung von Ihrer Majestät, der Königin Alexandra (1844 – 1925, Witwe Kö-

nigs Edward VII.), als Schirmherrin erfahren, ebenso vom Duke of Portland, der das Amt des Präsidenten innehatte, sowie dem Lord Mayor of London als Chairman und den Repräsentanten der Dominions im Stiftungsrat.¹² Der Fonds verfügte bereits Ende des Jahres 1920 über Mittel im Wert von ca. £ 100.000.¹³ Zuwendungen waren – einer vom Duke of Portland und dem Lord Mayor of London unterzeichneten Zeitungszuschrift zufolge – an die Adresse der Honorarsekretärin 30, Regent Street, London zu richten.¹⁴ Damit ist nachträglich abgeklärt, an welche Anschrift Coué sich zuständigkeithalber hätte wenden müssen. Es fragt sich, ob es Coué in seinem Brief lediglich darum ging, Auskunft über die Höhe der Einnahmen aus seinen Vorträgen zu erhalten, oder ob er vielmehr die ordnungsgemäße Weitergabe der Mittel an den Fonds sichergestellt wissen wollte. Über den Fortgang der Angelegenheit ist nichts bekannt. Den Lebenserinnerungen von Mrs. Aubrey Le Blond lässt sich zwar entnehmen, dass sie Coué, dem sie an Bord des Transatlantikdampfers „Majestic“ per Zufall wieder begegnete, von Vorträgen zugunsten ihres Hilfswerks kannte und schätzte. Die gemeinsame Schiffspassage mit dem Nancyer Apotheker und Autosuggestionstherapeuten, der auf dem Weg zu seiner ersten Veranstaltungstournee in die Vereinigten Staaten war, fand jedoch bereits zu früherem Zeitpunkt,

um die Jahreswende 1922/1923, statt.¹⁵ Dagegen ließen sich Tag und Veranstaltungsort der Ende 1923 gehaltenen Vorträge anhand von Presseveröffentlichungen eruieren. *The Morning Post*, eine sehr konservative Interessen bedienende Londoner Zeitung, die in gewissen Adelskreisen besondere Beachtung fand, berichtete in ihrer Ausgabe vom 5. Dezember 1923, dass Coué am Vortag in den Salons von Lady Noble (Park Lane 7) zwei Vorträge zugunsten des Hilfswerks für die Kathedrale von Reims gehalten habe. Bei dieser Gelegenheit sei von Mrs. Aubray Le Blond darauf hingewiesen worden, dass die Einwerbung von Mitteln bald beendet werde und man eine letzte Anstrengung zu deren Erhöhung unternähme.¹⁶ Ein weiterer Bericht über die Veranstaltung bei Lady Noble findet sich im *New York Herald*.¹⁷ Der Brief Coués an den Herzog von Portland unterstreicht seine in biografischen Abrissen regelmäßig herausgestellte Uneigennützigkeit in finanziellen Belangen. Dies betrifft nicht nur „Charity-Veranstaltungen“ wie in London, sondern auch die nicht unbedeutlichen Einnahmen aus seinen ein großes Publikum anlockenden Vortragstourneen, die er für Coué-Vereinigungen oder gemeinnützige Zwecke zur Verfügung stellte. Während des Ersten Weltkriegs unterstützte er Hilfswerke für in Not geratene Familien und für Kriegsgefange-



Abb. 5: Die Kathedrale von Reims nach den Zerstörungen im September 1914

ne und -versehrte, nach dem Krieg galt sein besonderer Einsatz einem Siedlungswerk für die Errichtung von Arbeiterwohnungen.¹⁸ Mit der wachsenden Popularität Émile Coués mehrten sich allerdings auch negative Begleiterscheinungen. Unseriösen Adepten und Geschäftemachern, die aus der Autosuggestionmethode eine Panazee machten und sie auch als Rezept für geschäftlichen Erfolg propagierten, stellte er sich nicht entgegen.¹⁹ Zu solchen Übertreibungen, die zunehmend auch die Kritik Wohlmeinender auf sich zogen, kam es insbesondere in den USA, in denen die Welle des „Couéismus“ um 1923/1924 ihren Höhepunkt erreichte.

Anmerkungen

1 S. hierzu Klaus Mayer: Erziehung der Einbildungskraft: Émile Coué und sein Heilsystem der „Selbstbemeisterung durch bewußte Autosuggestion“. In: Zeitschrift für Medizinische Psychologie 3 (1994), S. 82 – 89; ders. und Dominique Notter: Émile Coué und sein Heilsystem der autosuggestiven Selbstmeisterung. Anleitung zum Optimismus. In: Geschichte der Pharmazie 47 (1995), S. 25 – 33.

2 Alfred Brauchle: Drei Jahre Klinik und Poliklinik der Massensuggestion. In: Münchener Medizinische Wochenschrift 76 (1929), S. 1332 – 1335.

3 Faltblatt „Neu eröffnet! Sanatorium Dr. Strünckmann Blankenburg (Harz)“ [o. J.]. Sammlung Dr. W.-R. Krause, Blankenburg.

4 Robert Jütte: Geschichte der Alternativen Medizin. Von der Volksmedizin zu den unkonventionellen Therapien von heute. München 1996, S. 45.

5 Karl Strünckmann: „Die Couéismus-Psychose in der Schweiz“. In: Schweizerische Zeitschrift für angewandte Psychologie. Organ der Schweizerischen Vereinigung der Freunde Coués 1 (1925), S. 255 – 258.

6 François Franzoni: La personnalité d'Émile Coué. Vue à travers son écriture. In: Frank Abauzit, Charles Baudouin [u. a.]: Émile Coué. Sa méthode, son esprit, son influence. Paris 1928, S. 25 – 31; N.N.: Germaine, la marchande de bonheur. Elle soignait par l'autosuggestion. In: Regards. La revue d'histoire du Pays de Tullins (2008), Heft Nr. 24, S. 1 – 3 (letzter Zugriff 18.07.2014, URL: <http://regardstullins.free.fr/pdf/Regards24Coue.pdf>).

7 Postkarte von Émile Coué an Gertrude Hobhouse vom 6. August 1922 (letzter Zugriff 18.07.2014, URL: <http://waller.ub.uu.se/27121.html>).

8 Einige Ausgaben des „Bulletin de la Société lorraine de psychologie appliquée“, darunter die in diesem Beitrag genannten, sind zugänglich über die Internetseite des Digitalisierungsprojekts der französischen Nationalbibliothek (URL: <http://gallica.bnf.fr>).

9 N.N.: Travaux de la société. In: Bulletin de la Société lorraine de psychologie appliquée (1922), Heft Nr. 17, S. 1.

10 S. hierzu Émile Coué: La maîtrise de soi-même par l'autosuggestion consciente. Nancy, Paris 1922, Liste der Ehrenmitglieder auf Vorsatzblatt gegenüber S. 1.

11 Ursula Bauer: Die drei Leben der Elizabeth Main - Biografie einer ungewöhnlichen Frau. In: Markus Britschgi/Doris Fässler (Hrsg.): Elizabeth Main (1861 – 1934). Alpinistin, Fotografin, Schriftstellerin. Eine englische Lady entdeckt die Engadiner Alpen. Luzern 2003, S. 9 – 16; Le Blond, Elizabeth Alice Francis [Lexikoneintrag]. Oxford Dictionary of National Biography (letzter Zugriff 18.07.2014, URL: <http://www.oxforddnb.com/templates/article.jsp?articleid=52565&back=>).

12 Aubrey Le Blond, Elizabeth: Day in, day out. London 1928, S. 203 – 205.

13 N.N.: War-scarred France. Work of British relief committee. The Dominion (Wellington), 29. Dezember 1920, S. 5 (letzter Zugriff 23.07.2014, URL: <http://paperspast.natlib.govt.nz/cgi-bin/paperspast?a=d&d=DOM19201229.2.27>).

14 Zuschrift Duke of Portland und Lord Mayor E.E. Cooper an The Tablet, London, 20. November 1920, S. 19, (letzter Zugriff 18.07.2014, URL: <http://archive.thetablet.co.uk/article/20th-november-1920/19/the-restoration-of-reims-cathedral>).

15 Aubrey Le Blond, Elizabeth [wie Anm. 12], S. 222 – 225.

16 N.N.: M. Coué explique sa méthode (französische Übersetzung eines Beitrags aus The Morning Post vom 5. Dezember 1923). In: Bulletin de la Société lorraine de psychologie appliquée (1924), Heft Nr. 22, S. 27.

17 N.N.: M. Coué donne une séance à Londres (französische Übersetzung eines Beitrags aus The New York Herald vom 5. Dezember 1923). In: Bulletin de la Société lorraine de psychologie appliquée (1924), Heft Nr. 21, S. 32.

18 Obsèques de M. Émile Coué. Discours de M. Monamy. In: Bulletin de la Société lorraine de psychologie appliquée (1926), Heft Nr. 26, S. 11.

19 Fritz Schwarz: Der Couéismus im Erwerbsleben. In: Schweizerische Zeitschrift für angewandte Psychologie. Organ der Schweizerischen Vereinigung der Freunde Coués 1 (1925), S. 372 – 378.

Danksagung

Der Autor dankt Herrn Chefarzt Dr. med. W.-R. Krause, Blankenburg, für die gewährte Recherchemöglichkeit und Herrn Jürgen Gerhardt, Dortmund, für die Überlassung von Abbildungen des Originalbriefs von Émile Coué.

Abbildungsnachweise

Abb. 1: Bromsilberabzug, Buchhandlung Arnold Funk, Zürich, um 1925

Abb. 2 a und b: J. Gerhardt, Dortmund

Abb. 3: William J.A.C. Cavendish-Bentinck, 6th Duke of Portland: Men, Women and Things. London 1937

Abb. 4: Elizabeth Aubrey Le Blond (Mrs. Fred Burnaby): The high Alps in winter; or, Mountaineering in search of health. London 1883

Abb. 5: Postkarte, 1914

Anschrift des Verfassers

Dr. Klaus Mayer
Am Damsberg 114
55130 Mainz
KMayer45@t-online.de

PERSÖNLICHES

Prof. Dr. Armin Wankmüller, Tübingen, zum 90. Geburtstag

Wenn bei Pharmaziehistorikern über Württemberg gesprochen wird, fällt sofort der Name Armin Wankmüller. Er ist der beste Kenner der Apotheken- und Pharmaziegeschichte des deutschen Südwestens, hat aber auch über das angrenzende Bayern und die Schweiz geforscht und unzählige Matrikel deutscher Universitäten nach Pharmaziestudenten durchforstet. Sein umfangreiches Œuvre stellte Dr. Dieter Kronabel 1994 in einer Bibliographie zusammen, in der Armin Wankmüller seine Motivation zum, wie er sich selbst charakterisiert, „Freizeithistoriker“, beschreibt: „In den ersten Jahrzehnten stand ich auch unter den Eindrücken der Katastrophe des zweiten Weltkriegs, in welchem unersetzliche Manuskripte und Archivauszüge [...] vernichtet worden sind. So dachte ich, mein Material [...] alsbald dem Druck zuzuführen und damit in irgendeiner Bibliothek der Welt der Nachwelt zu erhalten“. Legendär ist seine in Gesprächen immer wieder erbetene Auskunft zu Fragen der Pharmaziegeschichte getroffene Feststellung „Des isch alles uf der Biehn“ (also auf dem Speicher) – eine typisch schwäbische Untertreibung, denn er hatte alle Fakten und Daten im Kopf. In Nürtingen am 15. Mai 1924 geboren, legte er 1942 das Abitur ab und begann, Chemie zu studieren, musste aber bis 1945 am Ostfeldzug des zweiten Weltkriegs teilnehmen. Nach der Praktikantenzeit konnte er wegen Überfüllung der Universität erst 1949 mit dem Studium der Pharmazie in Tübingen beginnen, das er 1951 beendete. Nach der Approbation zum Apotheker wurde Armin Wankmüller 1954 im Fach Pharmazeutische Chemie promoviert, um anschließend bis 1958 als Oberapotheker im Klinikum der Universität zu arbeiten. Im selben Jahr eröffnete er die Uhland-Apotheke als Lizenzapotheke in



Prof. Dr. Armin Wankmüller bei der Überreichung des Bundesverdienstkreuzes 2001.

der Neckargasse 12 in Tübingen, die er bis 1987 betrieb. Seit 1948 begann Armin Wankmüller, seine in Archiven und Bibliotheken gewonnenen Erkenntnisse zu veröffentlichen und vielerorts pharmaziehistorische Vorträge zu halten. Für seine Forschungen über in die USA ausgewanderten Apotheker erhielt er 1958 die Urdang-Medaille des American Institute for the History of Pharmacy, gefolgt 1970 von der Schelenz-Plakette der Internationalen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie und der Aufnahme in die Académie Internationale d'Histoire de la Pharmacie im Jahre 1981. Die Universität Tübingen, an der er seit längerem die Pharmaziegeschichte vertrat, ernannte ihn 1989 zum Honorarprofessor. Von 1950 bis 2000 veröffentlichte er in der von ihm selbst gegründeten und herausgegebenen Zeitschrift „Beiträge zur Württembergischen Apothekengeschichte“ zahlreiche Studien; dies wurde 1990 anlässlich einer Feierstunde des LAV Baden-Württemberg, dessen Geschichte er 1972 gemeinsam mit Immo Eberl vorgelegt hatte, gewürdigt. Alljährlich führte Armin Wankmüller, von 1969 bis 2000 Vorsitzender der Landesgruppe Württemberg der DGGP, die „Pharmaziegeschichtlichen Seminare“ in Tübingen als hochkarätige wissenschaftliche Veranstaltungen bis 2001 durch. Herausragend ist auch der Aufbau der Deutschen Pharmazeutischen Zentralbibliothek in der Württembergischen Landesbibliothek in Stuttgart, die Armin Wankmüller, lange Zeit unterstützt von Apotheker Paul Braun, leitete, und deren Bücher und Zeitschriften bis heute eine Fund-

grube für Pharmaziehistoriker darstellen. Diese Bibliothek, deren Bestände heute elektronisch genutzt werden können, war sein ureigenes „Kind“, dem er einen guten Teil seines Lebens widmete. Für seine außergewöhnlichen Aktivitäten erfuhr er weitere hohe Ehrungen: 1994 erhielt er die Ehrennadel der Deutschen Apotheker in Frankfurt/Main und 1999, nach der Organisation der Biennale in Ulm im vorangegangenen Jahr, die Johannes-Valentin-Medaille der DGGP in Silber. Als Krönung seines Lebenswerks, das ebenso von der Forschung als auch von vielen Ehrenämtern bestimmt war, wurde ihm 2001 das Verdienstkreuz am Bande der Bundesrepublik Deutschland durch den damaligen Sozialminister des Landes Baden-Württemberg, Dr. Friedhelm Rappinik, verliehen; gleichzeitig ernannte ihn die DGGP zu ihrem Ehrenmitglied. Armin Wankmüller ist ein Pharmaziehistoriker mit Leib und Seele, und seine Gelehrsamkeit ist mit schwäbischem Humor grundiert, dem auch seine Frage: „Treffen wir uns gegessen?“ entspringt – denn wer würde je dabei an die schwäbische Sparsamkeit denken? Die Verfasser, der Vorstand und die Mitglieder der DGGP gratulieren Prof. Dr. Armin Wankmüller nachträglich sehr herzlich zum runden Geburtstag und hoffen, dass ihm und seiner Frau Lore noch viele Jahre „besonnener Vergangenheit“ (C. L. Schleich) bleiben.

Wolf-Dieter Müller-Jahncke
und Christoph Friedrich

(Herrn Dr. Stefan Rothfuß, Vaihingen/Enz, sei herzlich für mancherlei Auskünfte gedankt; s. auch Geschichte der Pharmazie 56 [2004], S. 59)

Apotheker, Katholik und Zeitzeuge: Oberpharmazierat Dr. Hans Feldmeier zum 90. Geburtstag

Wer drei politische Systeme erlebt und überlebt hat, verfügt über einen reichen Erfahrungsschatz und schöpft aus einem tiefen historischen Brunnen. Ein solcher Zeitzeuge ist Dr. Hans Feldmeier, der am 24. Juli 1924, zu Zeiten der Weimarer Republik, in Hannover geboren wurde. Bedingt durch den beruflichen Wechsel des Vaters wurde die Lutherstadt Wittenberg zu seinem Lebensmittelpunkt, wo er im Jahre 1942 das Abitur ablegte. Gleich darauf wurde Hans Feldmeier zum Arbeitsdienst und schließlich zur Wehrmacht einberufen. Schwer verletzt erlebte der junge Leutnant im Lazarett seiner Heimatstadt Wittenberg den Zusammenbruch des Dritten Reiches und begann kurze Zeit später seine Praktikantenzeit in der Löwen-Apotheke in Wittenberg. Als Sohn eines typischen Vertreters der Intelligenz war ihm der Zugang zum Pharmaziestudium zunächst verwehrt, bis er sich im Jahre 1949 an der Universität Rostock immatrikulieren konnte und bereits nach einem Jahr das Staatsexamen ablegte. Vier Jahre später übertrug man dem inzwischen frisch promovierten dreißigjährigen Apotheker die Leitung der St. Georgs Apotheke in Rostock, die er zu einem führenden Pharmazeutischen Zentrum in der ehemaligen DDR ausbaute. Ähnlich wie der Einstieg ins Berufsleben im Jahre 1945 stellte auch der Ausstieg Feldmeiers aus dem Apothekerberuf im Jahre 1989 eine tiefe Zäsur in der deutschen Geschichte dar.

Die Konflikte und Lebenssituation von Menschen in einer Diktatur beschreibt bereits der römische Historiker Tacitus (58 – 120) zu Zeiten des Kaisers Domitian (51 – 96) treffend: „Uns wurde ja auch durch ständige und gezielte Bspitzelung selbst der freie Meinungs- und Gedankenaustausch ge-

nommen. Auch das Gedächtnis hätten wir noch mit der Stimme verloren, wenn es ebenso in unsrer Macht stünde zu vergessen wie zu schweigen.“ Der Apotheker und Naturwissenschaftler Hans Feldmeier hat sich auch zu Zeiten der DDR nicht verbiegen lassen. Er erhob seine Stimme, wenn es nötig war und überzeugte vor allem durch seine große pharmazeutische Fachkompetenz, die stets mit Humor und Menschenfreundlichkeit verbunden war. Kraft schöpft er aus seiner großen Familie und dem katholischen Glauben, den er durch Verbindungen zu Jesuiten-Patres annahm und auch zu DDR-Zeiten praktizierte. Als ein zutiefst historischer Mensch widmete er sich der Pharmaziegeschichte in Form von Publikationen und Vorträgen. Eine Begebenheit aus seinem Leben lässt die Persönlichkeit und Originalität des Jubilars deutlich werden: Feldmeier unterrichtete in den fünfziger Jahren den weiblichen Berufsnachwuchs im Fach Pharmazeutische Terminologie. Um die jungen Assistentinnen mit der Schönheit der lateinischen Sprache vertraut zu machen, ließ er im Unterricht das Weihnachtslied „Adeste fideles, laeti triumphantes“ anstimmen. Intelligenz, Bildung und Glauben können sich eben auch unter bisweilen nicht ganz einfachen äußeren Umständen entfalten, wenn man über die Ori-

ginalität eines Hans Feldmeiers verfügt.

Ad multos annos – im Namen der gesamten Vorstandschaft.

Dr. Dr. Thomas Richter
Vizepräsident der DGGP



Dr. Hans Feldmeier vor der Detharding Apotheke in Warnemünde (August 2014)

Frau Dr. Evemarie Wolf, Frankfurt/Main zum 85. Geburtstag

Eines der treuesten Mitglieder der DGGP ist Frau Dr. Evemarie Wolf aus Frankfurt am Main. Nach der Promotion bei Prof. Dr. Rudolf Schmitz am Institut für Geschichte der Pharmazie in Marburg/Lahn kam sie zur Pharmazeutischen Zeitung, deren Chefredaktion sie von 1978 bis 1988 innehatte. Auch nach dem Ausscheiden aus dem Berufsleben als Journalistin blieb Frau Dr. Wolf der Pharmaziegeschichte eng verbunden: Sie betreute die von ihr als Nachfolgerin der „Pharmaziegeschichtlichen Rundschau“ ins Leben gerufene „Pharmaziehistorische Bibliographie“, die in diesem Jahr im 22. Jahrgang erschienen ist, mit Akribie und sorgte dafür, dass dieses wertvolle Instrument der Pharmaziegeschichte immer auf hohem wissenschaftlichen Niveau blieb. Als fragte und

erfahrene Lektorin steht sie außerdem dem Govi-Verlag noch zur Verfügung, und jeder Autor kann für ihre einfühlsamen und stilsicheren Korrekturen nur dankbar sein. Die DGGP gratuliert Frau Dr. Wolf herzlich zum Geburtstag und wünscht ihr noch eine lange Schaffenskraft zum Wohle der Pharmaziegeschichte!

cf und wdmj

Dr. Gerald Schröder zum 85. Geburtstag

Am 9. Juni 2014 vollendete Dr. Gerald Schröder sein 85. Lebensjahr. Wie kaum ein anderer deutscher Pharmaziehistoriker hat er die Deutsche Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie e. V. geprägt und ihre Gesetze bestimmt. So sind denn auch bereits mehrere Laudationes erschienen, die sein nahezu 60 Jahre umfassendes leidenschaftliches Engagement für die Pharmaziegeschichte und die DGGP ebenso wie seine wissenschaftliche Arbeit ausführlich würdigen. Es sei mir dennoch erlaubt, diese resümierend in Erinnerung zu rufen. Schröders wissenschaftliches Œuvre reicht bis in die Nachkriegszeit zurück, das mit seiner pharmaziehistorischen Promotion in Braunschweig seinen Anfang nahm. Seitdem widmete er sich zahlreichen Forschungsthemen der Pharmaziegeschichte, die gleichsam das weite Spektrum dieses Faches widerspiegeln, und veröffentlichte diese in vielen Publikationen und Vorträgen. Zu seinen Forschungsschwerpunkten zählen die Arzneimittelgeschichte, Periodisierungen in der Pharmaziegeschichte sowie die Erschließung und Auswertung pharmaziehistorischer Quellen. Seine weithin bekannte Monografie „NS-Pharmazie. Gleichschaltung des deutschen Apothekenwesens im Dritten Reich“ (1988) gilt bis heute über die Grenzen der Pharmaziegeschichte hinaus als Standardwerk. Schröder engagierte sich zudem viele Jahre in der Vereinsarbeit der Internationalen Gesellschaft für Geschichte

der Pharmazie (IGGP) sowie der DGGP, zu deren Entwicklung er in unterschiedlichen Ämtern entscheidend beitrug. Von 1980 bis 1996 führte er den Vorsitz der DGGP und prägte in dieser Zeit zusammen mit einem engagierten Vorstand ihre Entwicklung in eine hochangesehene, moderne, wissenschaftliche Gesellschaft. Seine Verdienste um die Pharmaziegeschichte erfuhren durch die Verleihung vieler Auszeichnungen, darunter die Johan-



Dr. Gerald Schröder

nes-Valentin-Medaille der DGGP in Silber, die verdiente Würdigung. Über sein pharmaziehistorisches Wirken hinaus stand er als Besitzer der Schwan-Apotheke in Bremen viele Jahre im Dienste der Kunden und Patienten, und konnte so apothekerliches Wirken mit pharmaziehistorischer Forschung und reger Vereinstätigkeit verbinden. Selbst im Alter von nahezu 85 Jahren hat es sich Gerald Schröder nicht nehmen lassen, im vergangenen Frühjahr noch einmal die pharmaziehistorische Biennale in Bremen, die von hoher Wissenschaftlichkeit, perfekter Organisation und hanseatischer Gastfreundschaft geprägt war, auszurichten. In der Zeit der Vorbereitung dieser Biennale haben wir eng zusammengearbeitet und sind Freunde geworden. Ich schätze mich glücklich und fühle mich geehrt, dass Gerald Schröder mir als mein Vorgänger im Amt des Präsidenten der DGGP und als hochdotierter Pharmaziehistoriker mit seiner reichen Erfahrung zur Seite

steht. Sein unermüdliches Engagement für die Pharmaziegeschichte und die IGGP wie DGGP hat reiche Früchte getragen und dient uns allen als Vorbild.

Im Namen der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie und ihres Vorstandes, danke ich Ihnen, lieber Herr Dr. Schröder, für Ihren langjährigen, leidenschaftlichen Einsatz. Wir wünschen Ihnen, unserem verehrten Altpäsidenten, noch viele gesunde und glückliche Jahre zusammen mit Ihrer lieben Frau Rosemarie, die Ihre Tätigkeit bis heute unterstützt und begleitet, und freuen uns auf eine weitere enge Zusammenarbeit. Ad multos annos!

Prof. Dr. Sabine Anagnostou
Präsidentin der DGGP

Dr. Hermann Vogel, München, 80 Jahre

Am 22. Oktober 2014 vollendete Dr. Hermann Vogel, aus einer alten Münchener Familie stammend, sein 80. Lebensjahr. Obgleich als Präsident der Bayerischen Apothekerkammer von 1974 bis 1996 mit standespolitischer Arbeit wahrlich überhäuft, blieb Dr. Vogel doch immer eng mit der Pharmaziegeschichte verbunden. Neben vielen Studien und zwei Büchern zu dieser Thematik hat er sich auch mit Vorträgen und scharfsinnig-kenntnisreichen Grußworten an den Veranstaltungen der DGGP wie zuletzt bei der Biennale in Regensburg im Jahre 2012 beteiligt. Wer kann heute noch – lückenlos(!) – alle Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, geschweige denn die Herzöge, Kurfürsten und Könige Bayerns memorieren? Dabei sind seine Reden, in Hochbairisch gehalten, humorvoll und gespickt mit Zitaten aus den deutschen Klassikern sowie Anekdoten aus dem eigenen Leben. Die enge Verbindung mit der Pharmaziegeschichte offenbart sich nicht zuletzt in seiner 29-jährigen Tätigkeit als Vorstandsvorsitzender der Deutschen Apotheken Museums-Stiftung, die er energisch,

weit blickend und kenntnisreich führte. Unter seiner Ägide erfolgten der Umbau des Museums und die Einstellung von Frau Dr. E. Huwer als fester Museumsdirektorin. Unter diesen Voraussetzungen konnte das Deutsche Apotheken-Museum die Anforderungen bewältigen, die im tourismusgesättigten Heidelberger Schloss zu seiner Existenzsicherung notwendig sind. Mitglieder und Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie danken Herrn Dr. Hermann Vogel für sein Engagement und wünschen, dass er weiterhin seinen großen historischen Erfahrungsschatz in ihre Arbeit einbringen kann.
(s. auch *Laudationes in der DAZ 154 (2014), S.95 – 97*)

cf und wdmj

Dr. Gerhard Gensthaller zum 75. Geburtstag

Dr. Gerhard Gensthaller feierte am 4. November seinen 75. Geburtstag. Seine Leidenschaft und Hingabe an den Apothekerberuf äußert sich in so zahlreichen engagierten Tätigkeiten, dass man immer wieder erstaunt ist, wie er alle mit derselben Passion und Perfektion zu vereinen und zeitlich zu koordinieren versteht. Eine seiner Leidenschaften ist auch die Pharmaziegeschichte, die uns zusammengeführt und zu langjährigen Weggefährten gemacht hat.

Gerhard Gensthaller wurde am 4. November 1939 in Botoschani (Rumänien) geboren. Nach seiner Schulzeit im Bayerischen Wald und in Franken nahm er 1961 seine Berufsausbildung als Apotheker mit einer zweijährigen Praktikantenzeit in der Stadt-Apotheke in Ochsenfurt am Main auf. Sein Pharmazeutisches Vorexamen legte er 1963 in Würzburg ab. An der dortigen Universität studierte Gensthaller dann Pharmazie und erhielt 1967 die Approbation als Apotheker. Bereits damals begeisterte er sich offensichtlich schon für die Pharmaziegeschichte, denn nach seiner einjährigen Kandidatenzeit in der Bahnhof-Apotheke im ober-



Dr. Gerhard Gensthaller

bayerischen Weilheim nahm er bei dem hochangesehenen Pharmaziehistoriker Prof. Dr. Günter Kallinich in München seine Dissertation „Das Medizinalwesen der Freien Reichstadt Augsburg bis zum 16. Jahrhundert – mit Berücksichtigung der ersten Pharmakopöe von 1564 und ihrer weiteren Ausgaben“ auf, die er 1973 mit der Promotion zum Dr. rer. nat. erfolgreich abschloss.

Herr Dr. Gensthaller stand dann seit 1974 viele Jahre als Leiter der Brücken-Apotheke in Lohr am Main im Dienste der Kunden und Patienten und war dort zugleich drei Jahre lang zweiter Bürgermeister, bevor er von 1985 bis 1990 die elterliche Stadt-Apotheke in Iphofen übernahm. 1991 wurde er schließlich Geschäftsführer-Pharmazie der Bayerischen Landesapothekerkammer in München. Dort war er für alle pharmazeutischen Fragen, vor allem aber für die Aus-, Fort- und Weiterbildung der bayerischen Apotheker sowie die Ausbildung der PKA zuständig. Rein formal gesehen ist Gerhard Gensthaller seit 2001 im Ruhestand. Aber bereits seit 1995 engagierte er sich mit seiner hohen Fachkompetenz als Apotheker hingebungsvoll in vielen karitativen Projekten in aller Welt. Seit 2002 ist er ehrenamtlicher Geschäftsführer des 1999 gegründeten Hilfswerks der Bayerischen Apotheker e. V. und immer dort vor Ort, wo fachkundige Arzneiversorgung dringend nötig ist, sei es in Katastrophenfällen, sei es in armen und bedürftigen Regionen rund um den Globus.

Es ist überaus bewundernswert, dass Gerhard Gensthaller trotz dieser enormen Arbeitsbelastung überdies seit vielen Jahren ehrenamtlich und hoch engagiert für die Geschichte der Pharmazie in Lehre, Forschung und öffentlicher Präsentation wirkt. Seit dem Sommersemester 2002 hält er die Vorlesung „Geschichte der Naturwissenschaften unter besonderer Berücksichtigung der Pharmazie“ an der Universität München. Zusätzlich trägt er seit 2004 auf ausdrücklichen Wunsch des Pharmazeutischen Instituts in Regensburg auch dort bis heute die „Geschichte Pharmazie“ und die „Medizinische und Pharmazeutische Terminologie“ vor.

Auch im musealen Wesen der Pharmaziegeschichte ist Herr Dr. Gensthaller seit Jahrzehnten rege tätig. Von 1991 war er Geschäftsführer und ist seit 2003 Vizepräsident der Gesellschaft Deutsches Apothekenmuseum e. V. In dieser Funktion begleitete er auch den Umbau des Deutschen Apothekenmuseums in Heidelberg und der Abteilung Pharmazie im Deutschen Museum München. Auf Initiative dieser Gesellschaft wurde auch die Arbeitsgruppe der Pharmazeutischen Museen und Sammlungen im deutschen Sprachraum gegründet, die jetzt regelmäßig jedes Jahr tagt.

Seit 2008 leitet Herr Dr. Gensthaller zudem die Landesgruppe Bayern der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie e. V. Großer Beliebtheit erfreut sich seine „Münchner Runde“, bei der er regelmäßig alle Mitglieder der DGGP aus München und Umgebung zu einem Vortragsabend mit pharmaziegeschichtlichen Themen einlädt. Einer der vielen Höhepunkte seiner pharmaziehistorischen Tätigkeit war die Ausrichtung der Pharmaziehistorischen Biennale in Regensburg 2012, die nicht nur wissenschaftlich und organisatorisch auf höchstem Niveau stattfand, sondern auch ein unvergessliches Zeichen großer bayerischer Gastfreundschaft setzte.

Auch auf wissenschaftlicher Ebene betätigt sich Gensthaller höchst erfolgreich, so veröffentlichte er Studien zur Klosterpharmazie, zur Krankenhaus-

pharmazie, zur Materia medica, zum Apothekenwesen und zahlreiche historische Heilpflanzenportraits. Für seine großen Verdienste um die Pharmaziegeschichte verlieh ihm die Deutsche Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie 2014 die Johannes-Valentin-Medaille in Silber der DGGP. Mit seinem großen pharmazeutischen Engagement im Dienste der Menschlichkeit schreibt er überdies regelrecht Geschichte. Gerhard Gensthaller ist mir in den vielen Jahren gemeinsamen pharmaziehistorischen Wirkens ein treuer und lieber Freund geworden. Sein großes Herz für jedermann und seine schier unerschöpfliche Hilfsbereitschaft beeindruckten und berühren mich immer aufs Neue. Ich schätze mich glücklich und fühle mich geehrt, dass er weiterhin hoch engagiert an unserer Seite steht, um die Pharmaziege-

schichte in eine gute Zukunft zu führen. Die Deutsche Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie dankt Herrn Dr. Gensthaller aufrichtig für sein großes Engagement zur Erhaltung, Förderung und öffentlichen Darstellung der Pharmaziegeschichte in Deutschland. Ich wünsche Dir, lieber Gerhard, im Namen des Vorstandes und der gesamten Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie e. V. von Herzen alles Liebe und Gute, Gesundheit und Wohlergehen zusammen mit Deiner lieben Frau Brigitte und weiterhin Mut und Leidenschaft für Dein segensreiches Wirken. Wir alle freuen uns sehr auf noch viele weitere Jahre einer exzellenten Zusammenarbeit. Ad multos annos!

Prof. Dr. Sabine Anagnostou
Präsidentin der DGGP

AKADEMISCHE NACHRICHTEN

Marburg

Im Fachbereich Pharmazie der Philipps-Universität Marburg wurde am 6. November 2014 im Fach Geschichte der Pharmazie zum Dr. rer. nat. promoviert: Apothekerin **Stefanie Caroline Boman-Degen** mit der Dissertation „Walther Zimmermann (1890 – 1945) – Apotheker für Stand und Staat. Eine Bio-Ergografie“. Die Arbeit stand unter der Leitung von Herrn Prof. Friedrich.

Geschichte der Pharmazie

Zeitschrift der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie e.V.
„Geschichte der Pharmazie“ bis 1989
„Beiträge zur Geschichte der Pharmazie“, erscheint vierteljährlich als regelmäßige Beilage der „Deutschen Apotheker Zeitung“.
Verantwortlich für den Inhalt:
Prof. Dr. W.-D. Müller-Jahncke, Hermann-Schelenz-Institut für Pharmazie- und Kulturgeschichte in Heidelberg e.V., Zwinger-

straße 14 – 16, 69117 Heidelberg, unter Mitarbeit von Prof. Dr. Christoph Friedrich, Marburg, und Prof. Dr. Frank Leimkugel, Mülheim.
Redaktionelle Bearbeitung:
Kathrin Pfister, Heidelberg
Redaktionsbeirat:
Prof. Dr. Sabine Anagnostou, Marburg; Dr. K. H. Bartels, Lohr; Prof. Dr. P. Dilg, Marburg; Dr. L. Leibrock-Plehn, Brackenheim; Dr. K. Meyer, Münster; Prof. Dr. U. Meyer, Berlin; Prof. Dr. Michael Mönnich, Karlsruhe.

Bei Einzelbezug jährlich Euro 42,- (zzgl. 13,80 Euro Versandkosten Inland). Einzelheft Euro 16,- (versandkostenfrei). Alle Preise inkl. MwSt.
Jede Verwertung der „Geschichte der Pharmazie“ außerhalb der Grenzen des Urheberrecht-Gesetzes ist unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Übersetzung, Nachdruck, Mikroverfilmung oder vergleichbare Verfahren sowie für die Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen.
© 2014 Deutscher Apotheker Verlag, Stuttgart.
Printed in Germany. ISSN 0939-334X

Pharmaziegeschichte



Von Ute Jutta Götz.

2014. 429 Seiten. (Quellen und Studien zur Geschichte der Pharmazie, Band 102). Kartoniert.
€ 24,95 [D]
ISBN 978-3-8047-3300-8

Die Malaria, vermutlich die älteste Seuche der Menschheit, ist trotz internationaler Anstrengungen bis heute nicht besiegt. Die vorliegende Studie untersucht die Entwicklungsgeschichte der synthetischen Antimalariamittel, die indes alle nur als Etappenziele im Wettlauf mit den Resistenzentwicklungen angesehen werden können. Der Schwerpunkt dieser Untersuchungen liegt auf der Pharmaforschung der 1920er-Jahre bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges, als in Deutschland der Durchbruch in der Chemotherapie der Malaria gelang. Daneben findet auch

die Entwicklungsgeschichte moderner chemischer Malaria-wirkstoffe als Ergebnis internationaler Forschung Berücksichtigung. Die Arbeit bietet somit eine Übersicht der wichtigsten innovativen Strukturen bis in die Gegenwart. Die Schilderung von Entwicklung, Erforschung und Vermarktung der Malariamittel vor dem Hintergrund der politischen, wirtschaftlichen und sozialen Bedingungen runden zwölf Biografien ausgewählter Wissenschaftler, die auf diesem Gebiet erfolgreich tätig waren, ab.

Bestellung	Bitte liefern Sie mir:	www.wissenschaftliche-verlagsgesellschaft.de
------------	------------------------	--

— Expl. Götz, **Im Wettlauf gegen das Wechselfieber**. 2014. 429 Seiten. Kartoniert. € 24,95 [D]
ISBN 978-3-8047-3300-8

**Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft
Stuttgart**
Birkenwaldstraße 44
70191 Stuttgart

Online-Shop:
www.wissenschaftliche-verlagsgesellschaft.de



Wissenschaftliche
Verlagsgesellschaft
Stuttgart

Absender	Sofortbestellung Mo.–Fr. von 8–18 Uhr sind wir persönlich für Sie erreichbar: Tel. 0711 2582-341 Fax: 0711 2582-390 Bestell Service: 0800 2990 000 E-Mail: service@wissenschaftliche-verlagsgesellschaft.de
Name / Vorname	Alle Preise inklusive MwSt. [D], sofern nicht anders angegeben. Lieferung erfolgt versandkostenfrei innerhalb Deutschlands. Lieferung ins Ausland zuzüglich Versandkostenpauschale von € 8,90 pro Versandstück. E-Books sind als PDF online zum Download erhältlich unter www.buchoffizin.de . Aktualisierungslieferungen werden automatisch vorgemerkt und nach Erscheinen berechnet und geliefert. Diese Fortsetzungen können jederzeit abbestellt werden.
Firma / Institution	Als Verbraucher steht Ihnen das Recht zu, diesen Vertrag ohne Angabe von Gründen binnen 14 Tagen ab Erhalt der Ware zu widerrufen. Die Kosten der Rücksendung trägt der Verlag. Ein Widerrufsrecht für elektronische Datenträger besteht nicht, wenn die Versiegelung der Verpackung entfernt wurde. Sämtliche Informationen zu Ihrem gesetzlichen Widerrufsrecht, zu unseren AGBs und den Pflichtinformationen finden Sie auf www.wissenschaftliche-verlagsgesellschaft.de . Gerne senden wir Ihnen diese Informationen auf Ihren Wunsch zu. Bitte rufen Sie uns an unter Tel. 0711 2582 341.
Straße / Hausnummer	
PLZ / Ort	
E-Mail	
Kunden-Nummer	
Datum / Unterschrift	

AZ Götz 3300 2014-11-12 Gi

Pharmaziegeschichte



Von Frederik Vongehr.

2014. 628 Seiten. 73 Abbildungen. (Quellen und Studien zur Geschichte der Pharmazie, Band 103). Kartoniert.
€ 48,50 [D]
ISBN 978-3-8047-3317-6

Erstmalig erscheint hier eine Studie, die die Geschichte der deutschen Marinepharmazie auf der Grundlage aller verfügbaren Quellen untersucht. Sie umfasst die Zeit von der Reichsgründung 1871 bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges 1945.

Anhand des Bestandes der Bordapotheken auf der Segel-Korvette 'Elisabeth', auf den Linienschiffen und auf den berühmten Schlachtschiffen 'Bismarck' und 'Tirpitz' wird gezeigt, wie sich der Arzneischatz an Bord entwickelte

und welche Erfahrungen die Marine mit Medikamenten auf langen Auslandsfahrten machte. Der Autor beschreibt auch den Alltag der pharmazeutischen und medizinischen Versorgung während des Krieges – zum Beispiel den Kampf gegen Malaria oder die Schmerz- und Wundversorgung während der Schlacht vor dem Skagerrak 1916. Die hohe Arbeitsbelastung der Apotheker und die Konflikte mit den Sanitätsbehörden werden ebenfalls geschildert.

Bestellung	Bitte liefern Sie mir:	www.wissenschaftliche-verlagsgesellschaft.de
------------	------------------------	--

— Expl. Vongehr, **Geschichte der deutschen Marinepharmazie 1871-1945.**
2014. 628 Seiten. Kartoniert. € 48,50 [D] · ISBN 978-3-8047-3317-6

**Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft
Stuttgart**
Birkenwaldstraße 44
70191 Stuttgart

Online-Shop:
www.wissenschaftliche-verlagsgesellschaft.de



Wissenschaftliche
Verlagsgesellschaft
Stuttgart

Absender	Sofortbestellung Mo.–Fr. von 8–18 Uhr sind wir persönlich für Sie erreichbar: Tel. 0711 2582-341 Fax: 0711 2582-390 Bestell Service: 0800 2990 000 E-Mail: service@wissenschaftliche-verlagsgesellschaft.de
Name / Vorname	Alle Preise inklusive MwSt. [D], sofern nicht anders angegeben. Lieferung erfolgt versandkostenfrei innerhalb Deutschlands. Lieferung ins Ausland zuzüglich Versandkostenpauschale von € 8,90 pro Versandstück. E-Books sind als PDF online zum Download erhältlich unter www.buchoffizin.de . Aktualisierungslieferungen werden automatisch vorgemerkt und nach Erscheinen berechnet und geliefert. Diese Fortsetzungen können jederzeit abbestellt werden.
Firma / Institution	Als Verbraucher steht Ihnen das Recht zu, diesen Vertrag ohne Angabe von Gründen binnen 14 Tagen ab Erhalt der Ware zu widerrufen. Die Kosten der Rücksendung trägt der Verlag. Ein Widerrufsrecht für elektronische Datenträger besteht nicht, wenn die Versiegelung der Verpackung entfernt wurde. Sämtliche Informationen zu Ihrem gesetzlichen Widerrufsrecht, zu unseren AGBs und den Pflichtinformationen finden Sie auf www.wissenschaftliche-verlagsgesellschaft.de . Gerne senden wir Ihnen diese Informationen auf Ihren Wunsch zu. Bitte rufen Sie uns an unter Tel. 0711 2582 341.
Straße / Hausnummer	
PLZ / Ort	
E-Mail	
Kunden-Nummer	
Datum / Unterschrift	

Geschichte der Pharmazie



Mendel

Zur Alltagsgeschichte der Arzneimittelversorgung im 18. Jahrhundert

Die Arzneimitteltherapie im Hohen Hospital Haina zwischen 1732 und 1800

Von Andreas Martin Mendel.

2013. 575 Seiten. 32 Abbildungen. 38 Tabellen. (Quellen und Studien zur Geschichte der Pharmazie, Band 101). Kartoniert. € 24,95 [D]
ISBN 978-3-8047-3235-3

Die vorliegende Studie untersucht die Arzneimitteltherapie in dem von Landgraf Philipp I. von Hessen im 16. Jahrhundert gestifteten Hohen Hospital Haina in der Nähe von Marburg zwischen 1732 und 1800 anhand der durch die Hospitalwundärzte verfassten Medizinalrechnungen.

Nach einer Einführung in die mit der diätetischen, pharmazeutischen und chirurgisch-medizinischen Betreuung der Hospitaliten betrauten Berufe in Haina bietet der Verfasser erstmalig einen detaillierten Einblick in den angewandten Arzneischatz in einem Hospital. Schließlich werden ausgewählte Krankengeschichten von Hospitaliten und Hospitalangestellten auf der Basis einer Medikationsanalyse über mehrere Jahrzehnte verfolgt und nachgezeichnet.

Wissenschaftliche
Verlagsgesellschaft Stuttgart
Birkenwaldstraße 44
70191 Stuttgart

Online-Shop:
www.wissenschaftliche-verlagsgesellschaft.de



Müller

Pflanzen zur Wundbehandlung der mittelalterlichen arabischen Heilkunde in der europäischen Tradition

Von Dr. Johannes Müller.

2013. XIII, 406 S., 28 farbige Abbildungen, 6 s/w Abbildungen., 3 Tabellen. (Quellen und Studien zur Geschichte der Pharmazie, Band 100). Kartoniert. € 24,95 [D].
ISBN 978-3-8047-3222-3

Wussten Sie, dass der Granatapfel nicht nur im Orient bereits seit Jahrhunderten zur Unterstützung der Wundheilung dient, sondern auch in Europa bis weit in die Frühe Neuzeit hinein intensiv zu diesem Zweck verwendet wurde, und dass man sich dadurch heute Alternativen für die Behandlung von Problemwunden erhofft? Andere traditionelle Heilpflanzen zur Wundbehandlung könnten ein ähnlich vielversprechendes Potential bieten.

Diese Studie untersucht daher die Anwendung ausgewählter pflanzlicher Wundheilmittel vom arabischen und lateinischen Mittelalter über die Frühe Neuzeit bis in die Gegenwart. Diese detaillierten Heilpflanzenmonographien umfassen die Anwendung von Henna (*Lawsonia inermis* L.), Granatapfel (*Punica granatum* L.), Schachtelhalm (*Equisetum* L.), Myrrhe (*Commiphora molmol* L.), Schwarzkümmel (*Nigella sativa* L.), Bockshornklee (*Trigonella foenum-graecum* L.), Koriander (*Coriandrum sativum* L.) und Myrte (*Myrtus communis* L.) sowie die Verwendung des Bienenhonigs als ein in jüngster Zeit wiederentdecktes Heilmittel.

Bestellung	Bitte liefern Sie mir:	www.wissenschaftliche-verlagsgesellschaft.de
------------	------------------------	--

— Expl. Mendel, **Zur Alltagsgeschichte der Arzneimittelversorgung im 18. Jahrhundert.** Kartoniert. € 24,95 [D]. ISBN 978-3-8047-3235-3

— Expl. Müller, **Pflanzen zur Wundbehandlung der mittelalterlichen arabischen Heilkunde in der europäischen Tradition.** Kartoniert. € 24,95 [D]. ISBN 978-3-8047-3222-3

Absender	Sofortbestellung Mo.–Fr. von 8–18 Uhr sind wir persönlich für Sie erreichbar: Tel. 0711 2582-341 Fax 0711 2582-390 Bestell Service: 0800 2990 000 E-Mail: service@wissenschaftliche-verlagsgesellschaft.de Alle Preise inklusive MwSt. [D], sofern nicht anders angegeben. Lieferung erfolgt versandkostenfrei innerhalb Deutschlands. Lieferung ins Ausland zuzüglich Versandkostenpauschale von € 8,90 pro Versandstück. Als Verbraucher steht Ihnen das Recht zu, diesen Vertrag ohne Angabe von Gründen binnen 14 Tagen ab Erhalt der Ware zu widerrufen. Die Kosten der Rücksendung trägt der Verlag. Ein Widerrufsrecht für elektronische Datenträger besteht nicht, wenn die Versiegelung der Verpackung entfernt wurde. Sämtliche Informationen zu Ihrem gesetzlichen Widerrufsrecht, zu unseren AGBs und den Pflichtinformationen finden Sie auf www.wissenschaftliche-verlagsgesellschaft.de . Gerne senden wir Ihnen diese Informationen auf Ihren Wunsch zu. Bitte rufen Sie uns an unter Tel. 0711 2582 341.
Name / Vorname	
Firma / Institution	
Straße / Hausnummer	
PLZ, Ort	
E-Mail	
Kunden-Nummer	
Datum / Unterschrift	